Bavar.
7

Bavar. 7

A

5 →

<36602197200011

<36602197200011

Bayer. Staatsbibliothek

Bavar. 7.
Bayerische Staatsbibliothek München

Abhandlung über die Brache, oder der lateinische Wirth in Bayern A. Th. zu K. und Ofellus

Rusticus abnormis sapiens crassaque Minerva

als

Vertheidiger der Brache

wider

den Reichsfreyherrn von W***

den

Rheinischen Posthalter zu P***

und den

Verfasser der nähern Beantwortung der aufgestellten ökonomischen Fragen nebst fortgesetzter Vertheidigung.

Nürnberg,
bey Johann Adam Stein,
1794.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede des Herausgebers.

Vor drey Jahren begann in Bayern ein heftiger Streit über die Brache. Einige Herren hatten nichts geringeres im Sinne, als die Brache völlig und allgemein aufzuheben, und überall die Stallfütterung einzuführen. Ein bayrischer Landmann behauptete, daß sich dieses nicht so leicht und allgemein bewerkstelligen lasse, und daß man, wenn man die Kultur in bessern Stand bringen will, zuvor die wichtigsten Hindernisse derselben beseitigen müsse.

Den Anlaß zu diesem Streit, gab der Reichsfreyherr von W** in dem bayerischen Landboten 1791. Der lateinische Wirth stellte dagegen einige Fragen, die, wenn sie ungegründet und unbedeutend

seyn sollten, wenigstens mit Bescheidenheit abgefasset sind. Allein, ein rheinischer Posthalter trat mit einer scharfen Zuchtruthe wider den lateinischen Wirth auf. Dieser änderte nun seinen einfältigen und populären Vortrag, der aus denselben Fragen hervorleuchtete, in eine etwas beissende Satyre; und man konnte aus seiner Vertheidigung wenigstens so viel wahrnehmen, daß dieser Mann nicht so leicht überworfen werden kann, als der Herr Posthalter glaubte.

Der Herr Reichsfreyherr von W*** beantwortete die Fragen mit vieler Behendigkeit. In wie weit diese Beantwortung gegründet sey, will ich nicht entscheiden. Der lateinische Wirth ließ sich mit diesem Herrn Kavalier in keinen ferneren Streit ein, entweder weil ihm dieser Gegner zu groß und mächtig war, oder weil er glaubte, daß das Publikum auch ohne sein Zuthun über den Werth dieser Beantwortung urtheilen könne.

Der Rheinische Posthalter war so bescheiden, oder vorsichtig, daß er dem lateinischen Wirth keine Replik schrieb. Aber es trat ein anderer Oekonom auf, der mit einer weit anständigeren Art, als der Posthalter that, eine Schrift wider die Brache und den lateinischen Wirth herausgab unter dem Titel: **Nähere Beantwortung jener von einem lateinischen Wirthe gestellten ökonomischen Fragen.**

Der lateinische Wirth scheint für diese Schrift weit mehr Achtung, als für die vorhergehenden zu haben. Er nahm den Namen: Ofellus an, und schrieb dagegen eine Erinnerung, die das Gepräge der Freundschaft (wenn je einem grossen Herrn mit der Freundschaft eines gemeinen Mannes gedienet seyn kann) und der Verehrung an sich hat.

Indessen endigte der bayerische Landbot mit dem Schluß des 1791. Jahres, seine Reise, und die Erinnerung des Ofellus blieb meistentheils ungedruckt.

Ob der lateinische Wirth und Ofellus nur Eine Person unter zwey erdichteten Namen seyn, ob es ihn Mühe kostete, daß der Landbot seine Schriften drucken ließ, ob er selbst einige Druckkosten dem Landboten bezahlet habe, und ob er sich durch seine Schriften bey Großen beliebt oder unbeliebt gemacht habe; daran ist dem Publikum wenig gelegen.

Ich liefere hier seine Schriften für und wider die Brache vollständig. Wenn er Unrecht hat; so fodert doch die Gerechtigkeit, daß man ihn nicht ungehört verdamme.

Tantum abest ut scribi contra nos nolimus, ut id etiam maxime optemus. — — Et refellere sine pertinacia, et refelli sine iracundia parati sumus. Cic. C. I. tusc. quaest.

An den baierischen Landboten.

P. P.

Ich bin ein Bierwirth auf dem Lande, der vom Ackerbaue und der Schenke lebt. In meiner Jugend war ich ein Student, und es steckt noch eine gewisse Wißbegierde, und ein Bischen Stolz in mir. Wenn Herren zu mir in die Schenke kommen, und ihre Gelehrsamkeit auskramen, und auf mich wie auf einen einfältigen Bauern herabsehen; so trete ich mitten unter sie und rede lateinisch. Dieß fährt ihnen schauderhaft durch die Haut. Ich gewinne dabey wenigstens so viel, daß man mich Herr Wirth nennet, und daß ich von meinen benachbarten Bauern mehr geachtet werde; viele glauben sogar, daß ich nicht viel weniger gelehrt bin, als unser Hr. Beneficiat.

Ich bin in meiner ganzen Nachbarschaft der Einzige, der den Landboten ließt. Ich durchsuche jedes Blatt mit Aufmerksamkeit, ob sich nichts darinn finden lasse, das mir oder meinen Nachbarn nüzlich oder behaglich seyn könnte.

Manchmal finde ich freylich eine Stelle, die mir angenehm ist, und meine jährliche Auslage vergilt. Es giebt aber im ökonomischen Fache weit mehrere Artikel in Ihren Blättern, die entweder unrichtig und abgeschmackt, oder nur aus andern Büchern herausgenommen sind, z. B. die Abhandlung vom Dünger, von der Baumzucht u. a. m. Wenn ich Ihr Blatt in die Hand nehme, so erwarte ich keinen Auszug aus Büchern, und auch kein abgeschmacktes Weheklagen eines misanthropischen Pfarrers, der, die Freuden der Jugend zu geniessen unfähig, ein Feind aller Ergötzlichkeiten ist, und seine Dienstboten hasset, weil sie seiner Kargheit nicht frohnen wollen.

In dem heurigen Jahrgange entspann sich in Ihren Blättern ein sehr wichtiger und nüzlicher Handel, der alle Landleute und selbst den Staat interessirt. Man legte die Einwendungen wider den Anbau der Brache und wider die Stallfütterung zur Auflösung vor, die der Herr Reichsfreyherr von W * * in Nro. 16. aufgelöset hat. Es kömmt hier nicht auf die Personen, sondern auf die Sache selbst an, die sie sich zum Gegenstand ihrer Bemerkungen gewählet haben. Ich stehe mit diesen Herren in keiner Verbindung: da aber die Sache jedermann anzugehen scheinet, so wird man mir nicht übel

neh-

nehmen, wenn ich wie ein ungebetener Gast auftrete, und auch ein Wort zu sprechen wage. Meine Erfahrung ist in diesem Fache nicht groß; und ich gestehe aufrichtig, daß ich keine Stallfütterung habe. Ich habe aber doch schon oft einen Acker mit Klee angebauet, und ich würde den Kleebau weiter getrieben haben, wenn mir nicht dabey wichtige Anstände und Hindernisse aufgestossen wären. Ich bin den Verbesserungen nicht abgeneigt, wiewohl ich in etwas zaghaft bin, und einen wahrscheinlichen Nutzen schon zum Voraus, ehe ich Mühe und Arbeit unternehme, zu sehen verlange.

Der Herr Reichsfreyherr wird es mir also nicht ungnädig nehmen, wenn ich ihm hiemit durch den Landboten meine Zweifel vortragen lasse: und es wird für ihn ganz gewiß eine angenehme Arbeit seyn, dieselben zu beantworten und aufzulösen. Er giebt sehr vernünftig zu, daß auf schlechtem Boden schlechte Futterkräuter wachsen: aber es wächst doch etwas, sagt er, und dieses Etwas ist besser als nichts. Hier entsteht die

Erste Frage: Wächst denn auf dem Brachfelde nichts? Unsere ganze Gemeinde nähret ihr Rindvieh, die Pferde und die Schaafe auf dem Brachfelde bis nach Bartholomäi. Dem arbeitenden Viehe und den Milchkühen geben wir

zu Mittag, und Nachts einiges Gras aus unsern Gärten; und das Pflügen der Brachäcker richten wir so ein, daß sie nicht mit Einmal, sondern nach und nach gepflüget werden, damit das Vieh immer einige Nahrung im Brachfelde finde. Unsere Schafe befinden sich sehr wohl dabey. Ist das Getreide eingebracht, so treiben wir in die Stoppelfelder, wo alles Vieh wenigstens 4 oder 5 Wochen lang hinlängliches und gesundes Futter hat. Nebenbey verschaffet uns das weidende Vieh den Nutzen, daß es im Brachfelde alles Unkraut wegfrißt, und keinen Saamen desselben zeitig werden, oder ausfallen läßt. Durch dieses Weiden und öftere Pflügen und Eggen werden unsere Brachfelder sehr rein gemacht, und der Dünger, der vom Viehe fällt, kömmt denselben auch zu Nutzen.

Wir ernähren alles Vieh im Frühlinge, Sommer und Herbste ohne viele Unkosten und Mühe: sollte dieß Nichts seyn? Freylich ist diese Nahrung manchmal sehr gering; es zeiget aber doch die Erfahrung, daß unser Vieh im Sommer mehr bey Leibe als im Winter sey. Was hälfe es uns, wenn das Vieh im Sommer vollauf zu fressen hätte, wenn wir ihm im Winter nichts als Stroh zum Futter geben können? Dieser grosse Abstand würde für das Vieh weit schmerzhafter, und ganz gewiß auch ungesund

sund seyn. Ich läugne nicht, daß das Vieh, so lange es im Brachfelde seine Nahrung suchen muß, sich selten satt fresse, und bey magerem Leibe bleibe: aber wenn die Stoppelfelder offen werden, so erholet es sich, und bekömmt besseren Leib.

Ich lasse es gelten, daß unser Vieh im Brachfelde nur magere Nahrung finde; allein sie ist doch Etwas und kostet nicht viel Mühe und Arbeit. Ich stelle nun die

Zweyte Frage: Wird ein schlechtes Brachfeld, wenn es mit Klee angebauet wird, nicht auch schlechtes Futter geben?

Dritte Frage: Wird ein ungedüngtes schlechtes Brachfeld, das rothsandigen, oder roththonigten nassen, kalten Boden hat, so viele Futterkräuter geben, daß wir unser Vieh damit wenigstens so, wie vorhin beym Brachweiden, ernähren können?

Vierte Frage: Wird dieser Klee so hoch wachsen, daß wir ihn mähen können? Und wenn wir ihn mähen können, so entstehet die

Fünfte Frage: Ob dieser Klee nicht so dünn und schlecht stehe, daß es gar zu viele Mühe und Arbeit erfoderte, denselben für alle Gattungen des Viehes, und selbst für die Schafe, täglich zu mähen, und nach Hause zu bringen?

Sech-

Sechste Frage: Wird dieser schlechte Klee hinreichend seyn, daß wir hiemit all unser Vieh den ganzen Sommer hindurch ununterbrochen füttern können?

Siebente Frage: Was sollen wir füttern, bis der Klee Blumen machet, und zum Futter tauglich wird?

Der Klee wird insgemein zugleich zeitig, und man darf ihn nicht zu lange auf dem Acker stehen lassen, sonst verfällt er, und ist ein schlechtes Futter, das von Tag zu Tag weniger wird. Es entsteht also die

Achte Frage: Mit was sollen wir das Vieh füttern, wenn die Kleeärnte vorbey ist? Oder wächst er etwa auf schlechtem Boden so gut, daß wir am dürren Klee hinreichendes Futter erhalten?

Neunte Frage: Läßt sich auf so schlechtem ungedungtem Brachfelde auch eine zweyte Kleeärnte in jedem Jahrgange hoffen?

Die Erfahrung lehret, daß die guten und fetten Gräser und Kräuter nur auf gutem und fettem Boden wachsen. Der gemeine Wiesenklee wächst nur auf guten gedungten Wiesen; läßt man mit der Düngung nach, so erstirbt er allmählig, und ist endlich gar nicht mehr zu sehen. Die magern Kräuter wachsen von selbst auf magern Boden; die Natur bringt immer

was

was hervor, gut oder schlecht, je nachdem der Grund beschaffen ist. Es ist dieß bey allen Pflanzen und Gewächsen eben so. Wer auf schlechtem Boden Eichen, Büchen, Eschen erzielen will, wird seinen Endzweck nicht erreichen; und er hätte besser gethan, wenn er sich mit Tannen oder Birken begnüget hätte. Wer auf schlechte Aecker Weizen oder Gerste säet, wird insgemein weniger gewinnen, als ein Anderer, der den Acker mit Roggen oder Haber bestellt hat. Ich stelle also die

Zehnte Frage: Ist es nicht widernatürlich, auf schlechtem ungedungten Brachfelde den fetten spanischen Klee erzielen zu wollen, den die Natur nur für fetten Boden bestimmet hat? Ist es nicht besser auf solchem Boden lieber magere Gräser und Kräuter wachsen zu lassen, als ihm einen widernatürlichen Saamen aufzudringen, den er nicht gehörig ernähren kann? Ist es nicht besser Etwas als nichts zu haben? Ich sage: Nichts; denn wenn der Klee nicht so wächst, daß er gemähet werden kann, und daß er den ganzen Sommer das hinreichende Futter verschaffet; so ist er so viel als nichts, und der Endzweck ist ganz verfehlet.

Diese Fragen gelten nur in Ansehung solcher Gegenden, wo der Boden sehr schlecht, und der Bauer arm ist. Es giebt aber auch andere,

wo

wo der Boden verschieden ist, und wo man auch mittelmäßige, oder schwere gute Aecker antrift. Bey diesen möchte etwa der Anbau der Brache eher möglich, oder leichter seyn. Indessen werden doch immer Schwierigkeiten aufstossen, und ich habe deßfalls noch manche wichtige Frage zu stellen.

Eilfte Frage: Wird die Gerste, unter welcher ein Klee gewachsen ist, so stark und schön, und beym Ausdreschen so gut schäffeln, als eine andere, unter welcher kein Klee war?

Zwölfte Frage: Wird der Acker, der in der Brache Klee trägt, im künftigen Jahre so gutes Wintergetreide, als die brachgelegenen Aecker, tragen; und kann also das öftere Pflügen und Eggen ohne Schaden unterbleiben?

Dreyzehnte Frage: Um wie viel vierspännige Fuder vermehret sich der Dünger, wenn ein Bauer z. B. heuer 4 Kühe im Stalle behält, die er sonst auf die Weide getrieben hätte?

Vierzehnte Frage: Ist diese Vermehrung des Düngers hinlänglich, um hiemit in der Brache im künftigen Jahre so viel Ackergrund zum Kleebau zu düngen; daß der künftige Klee zur Erhaltung der 4 Stallkühe hinreichend ist? Oder bleibt etwa auch ein Dünger über, womit man die Getreidäcker besser als ehehin düngen, oder den Kleebau und den Viehstand vermehren könn-

könnte? Nichts machet in der Natur, saget der Herr Reichsfreyherr, einen Sprung, alles ist stuffenweise Entwicklung. Allein, die Natur bleibt auch manchmal stehen, oder gehet wohl gar rückwärts. Die Verbesserung eines Grundes ist nur alsdann eine wahre ökonomische Verbesserung, wenn sie mehr Nutzen bringt, als sie gekostet hat.

Fünfzehnte Frage: Um wie viel ist der Nutzen von 4 Stallkühen grösser als von 4 Weidkühen?

Sechzehnte Frage: Ist dieser Nutzen so groß, daß er die Unkosten, die auf den Kleesamen, auf das Stroh zum Einstreuen, und auf die, wenigstens bisher erfoderliche, Verzäunung des Kleeackers verwendet werden mußten, wie auch die tägliche Mühe und Arbeit des Mähens und der Einfütterung, den sich vielleicht ereignenden Abgang des künftigen Wintergetreides, und das schlechtere Ausdreschen und schlechtere Beschaffenheit der Kleegerste ersetzet? Der die Arbeit nicht kennet, sagt der Herr Reichsfreyherr, für diesen habe ich keine Worte. Allein, wo die Arbeit keinen wahrscheinlichen Nutzen bringt, da mag der Oekonom nicht arbeiten. Es ist also die Auflösung dieser Frage sehr wichtig und nothwendig, damit die Kultur endlich einmal einen bessern Fortgang gewinne.

Siebenzehnte Frage: Werden die Arbeiten, wenn das Brachfeld mit Klee angebauet wird, im Frühlinge und Herbste bey dem dermaligen Mangel an Dienstboten nicht zu häufig werden? Wie und wo sollen wir im Sommer düngen, wenn alle Felder angebauet sind?

Ich fodere den Herrn Reichsfreyherrn im Namen aller Landleute auf, daß er uns diese Fragen auflösen, und das, was uns bisher dunkel und zweifelhaft schien, gründlich erläutern möchte.

K. den 29sten Jänner 1791.

A. Th. Wirth zu K.

Zur Abfertigung des Posthalters von P**

Der Herr Posthalter zu P.* — doch, soll ich so unmanierlich zur Thüre hereinstolpern, ohne zuvor dem Herrn Landboten ein Compliment über seine wichtigen Geschäfte, und über die Verbreitung nützlicher Kenntnisse zu machen, wie es andere Herren Schriftlieferanten zu thun pflegen, und der Herr Posthalter zu P.* genau beobachtet hat! Ich muß bekennen, daß der Herr Landbot Lob und Tadel gleichgültig aufnehme, und Eines wie das Andere seinen Lesern kund mache. Desto unbilliger würde es eben

darum

darum seyn, wenn man seinen Verdiensten nicht Gerechtigkeit widerfahren ließe. Ich unterzeichne also alle die Lobsprüche des Herrn Posthalters, und füge noch bey, daß der Herr Landbot heuer dem Publikum meines Erachtens noch bessere und wichtigere Dienste leiste, als im verflossenen Jahre. Die Bemerkungen über die Bierbeschau sind sehr treffend und einleuchtend, und das Stück: **Noch etwas über die Sittlichkeit unter dem Volke Nro. 21.** hat mir ganz ausserordentlich gefallen. Der Verfasser ist ein selbstständiger Mann, der aus eigener Kraft denket; und so ein Stück Arbeit ist unendlich mehr werth, als das monotonische Geklirre vieler Sittenrichter, die den gewählten Gegenstand immer nur so betrachten, wie ihn das Vorurtheil hinstellte, und daran, wie Milben so lange nagen und malmen, bis er zum dürresten und abgeschmacktesten Gerippe wird.

Nachdem ich nun dem Herrn Landboten ebenfalls meine Cour gemacht habe; so beginne ich ein vertrauliches Gespräch mit dem Herrn Posthalter zu P.* Vor allem danke ich ihm für die Ehre, daß er mich zum Chef oder Vertheidiger der bayerischen Bauern macht, die das Gute nie thun, wenn es befohlen wird, und den Dünger lieber heimlich im Hut in den Bach tragen würden, wenn man einen Befehl ergehen

 ließe,

ließe, daß sie denselben zu Rathe halten sollten. Er behauptet, daß sie blos aus Starrsinn und Hartnäckigkeit ihre Brache nicht anbauen, und mildert diesen harten Ausdruck blos dadurch, daß er diesen Starrsinn nicht aus Dummheit, sondern aus Mißtrauen entspringen läßt. Aus diesem Urtheile mag ich mir nun eine hübsche Lehre für mich selbst abstrahiren! Wenn man den grossen Haufen des Volks aus einem so gehäßigen Gesichtspunkte betrachtet, was wird man erst von mir denken, den man für den Rädelführer desselben anzusehen beliebt? Wie, wenn ich mich nun zur Gegenwehre stellen, und auch so hämische Ausdrücke gebrauchen wollte? Ich würde ohne Zweifel die Ehre eines Klopffechters erringen, und man würde von mir sagen: Habet foenum in cornu! Ich würde dabey wenig zu verlieren haben: denn gesetzt auch, daß Sie mir gram würden, gesetzt, daß Sie ein wichtiger oder wohl gar ein vornehmer Herr wären: ich würde dem ungeachtet ruhig unter Menschen meines gleichen, und vergnügt bey meinem frommen Viehe leben und nichts — fürchten.

Hoc ego commodius quam tu, praeclare senator,
Millibus atque aliis vivo: quacunque libido est,
Incedo solus. Horat. Sat. I. 6.

Nicht

Nicht doch, Herr Posthalter! vermeiden wir lieber die schändliche Streitsucht! — sie nützet nie, und dienet höchstens nur zum lachen für andere — und überlegen mit Kaltblütigkeit den gewählten Gegenstand, ohne uns durch vorgefaßte Meinungen hinreissen zu lassen. Glauben Sie nicht, daß mir die Stallfütterung und der Anbau der Brache verhaßt sey — es würde mir leicht seyn, Sie vom Gegentheil zu überzeugen — oder daß ich, ein Feind aller Neuerungen, schädliche Gewohnheiten und Vorurtheile des Landvolkes vertheidigen wolle. Ich räume Ihnen gerne ein, daß der Anbau der Brache auf gutem Boden zum Theil oder ganz, möglich und auch nützlich seyn könne. Auch der Mittelboden ist dazu nicht untauglich, wenn günstige Umstände eintreten, und die Hindernisse gehoben werden. Ich würde nie öffentlich aufgetreten seyn, wenn der Herr Reichsfreyherr von W * nicht so geradehin behauptet hätte, daß die Bauern den Anbau der Brache allgemein und auch auf schlechten Boden einführen könnten, wenn er nicht die Unterlassung desselben bloß ihrem Eigensinn und dummen Denkensart, oder vielmehr ihrer Verzicht auf alles Denken und Nachforschen beygemessen und behauptet hätte, daß die Brache nichts sey. Er hält sich überzeugt, daß man in Bayern die Brache allgemein

aufheben könne: Wie kommt es, sagte er, daß man von dem sichern und gewissen Nutzen einer Sache überzeuget seyn kann, und doch die Sache nicht übernehmen? Die Bauern thun Verzicht auf alles Denken und Nachforschen: Er warf drey Einwendungen wider den Anbau der Brache auf, und widerlegte sie, und glaubte sie so widerlegt zu haben, daß man an dem Nutzen und der Möglichkeit des Anbaues der Brache vernünftiger Weise nicht mehr zweifeln könne.

Jeder Unpartheische wird eingestehen, daß dieses Urtheil etwas voreilig sey; und daß das Audiatur et altera pars in einer so wichtigen, den ganzen Staat interessirenden Sache, billig gefordert werden könne. Ich trat nicht als ein Gegner des Herrn Reichsfreyherrn oder als ein Vertheidiger der Brache auf, sondern stellte nur einige Fragen, um derer Auflösung oder Beantwortung ich bat. Stillschweigend wollte ich freylich andeuten, daß es noch andere Einwendungen gebe, als die der Herr Reichsfreyherr aufzulösen beliebte, oder daß mir diese Auflösung nicht allgemein befriedigend scheine. Soll dieses unrecht, oder wohl gar beleidigend seyn? Wer seiner guten Sache gewiß ist, wird es immer gerne sehen, wenn man ihm Gelegenheit verschaffet, alle Zweifel zu beseitigen; und ich

hoffte daher, daß der Herr Reichsfreyherr sich nicht bloß auf die Einwendungen, die er sich selbst machte, einschränken, sondern auch die Einwendungen des Landvolkes, die ich aus Bescheidenheit bloß in Fragen einkleidete, mit Vergnügen auflösen werde. So lang dieses nicht geschieht, ist und bleibt es immer voreilig, wenn man von Ueberzeugungen spricht; und Beleidigung, wenn man unser gutes Landvolk des Starrsinns und der Hartnäckigkeit bezüchtiget. Mir ist der Stand, der alles ernährt, bey allen seinen Fehlern doch immer ehrwürdig, und ich finde Ursache genug, ihn zu entschuldigen. Und wenn ich auf andere Stände hinsehe, die eine bessere Auferziehung haben, und weniger gedrückt sind als der Bauerstand, so finde ich auch da Menschen, die eines bösen Herzens sind: Illiacos intra muros peccatur et extra.

Sind die Fragen einmal beantwortet, und so beantwortet, daß ich vernünftiger Weise nichts entgegen sagen kann, so werde ich der erste seyn, der dem Herrn Reichsfreyherrn völligen Beyfall giebt, und dieß wird allenthalben einen wichtigen Eindruck beym Publikum machen, weil man mich für den Vertheidiger der Brache anzusehen beliebte. Ich werde mich hüten, schiefe oder ungegründete Einwendungen zu machen; darüber mögen weder Sie und der Herr Reichs-

freyherr von W *, noch vielweniger ich, sondern der unparteische Leser und Kenner urtheilen, und es bleibt ihnen immer frey, mich auf gehörige Art zu Recht zu weisen.

Ich bitte also noch einmal, scheuen Sie doch keine Einwendungen; erlauben Sie mir, dieselben frey vorzutragen, und verdammen sie uns nicht ungehört.

Ich will Ihnen sodann gerne das Vergnügen gönnen, Recht zu haben. Wenn ich Unrecht habe; so ist es ein unendlicher Gewinnst für das Vaterland. Ehre genug für mich, daß ich Ihnen Gelegenheit verschaffte, die Wahrheit im Triumph zu führen.

Nun erlauben Sie mir, Herr Posthalter, daß ich Ihnen ein paar Worte über das, was Sie über meine Fragen Nro. 22. und 23. räsonnirten, sagen darf. Sie sagen, daß Ihnen meine Einwürfe (Fragen) gar nicht einleuchten. Dieß mag meinetwegen wohl seyn: nur nehmen Sie mir nicht übel, wenn mir die Gründe des Herrn Reichsfreyherrn von W *, ebenfalls nicht ganz einleuchten. Sie schliessen aus meinem Betragen, daß ich die Verbesserlichkeit des natürlichen Bodens bezweifle; woraus ziehen Sie diesen Schluß? dieß wäre wahrlich ein sehr dummer Streich eines lateinischen Wirths. Sie thun mir die Ehre an, mich für einen prak-

tischen

tischen Wirth gelten zu lassen, und behaupten zugleich, daß ich bey hellem Tage nicht sehe. Der dummste Mensch sieht und erkennet, daß sich dort und da der Boden durch Fleiß und Arbeit und gute Kultur verbessere; ich habe selbst viele Aecker, die gebessert worden sind, und Ich sollte zweifeln können, ob sich der Boden verbessern lasse? Ich bitte also, mich künftig mit dergleichen Schlußfolgen zu verschonen, sonst komme ich noch mit Barbara, celarent, und Frisesumorum aufgezogen.

Ist dann die wahre fruchtbare Modererde, *humus*, (also auch ein Lateiner! nun, das freuet mich; ein lateinischer Posthalter und ein lateinischer Bierwirth werden sich doch hoffentlich vor dem Publikum Ehre machen) etwas anders als Produkt des Dunges? Ob es aber nicht auch ein natürliches humus gebe, das kein Produkt der vegetabilischen Fäulniß, nämlich des Düngers ist? Gab es bey der Entstehung der Erde, da noch keine Fäulniß war, kein humus? Doch ich will Sie mit Fragen, die zu Berichtigung unsers Handels in der Hauptsache nichts beytragen, nicht belästigen.

Eine Universalmedicin für jeden Boden ist der Mist des Hornviehes. Warum nicht auch der Mist der Schafe und andern Viehes?

Der Weinländer trägt den Mist auf dem Rücken die steilen Felsen hinan. Warum denn eben der Weinländer? Ohne Zweifel wollte man dadurch zu verstehen geben, daß der Weinländer fleißiger als der Bayer sey. Der Herr Posthalter scheint weit gereiset zu seyn, aber sich in Bayern wenig umher gesehen zu haben. Sah er denn nie einen bayerischen Bauern, der seinen Dünger auf dem Rücken die steilen Aecker hinantrug? Wollte der Herr Posthalter bey mir einkehren, so könnte er in meiner Nachbarschaft den sechszigjährigen Peterjackel zu P. diese schwere Arbeit verrichten sehen. Eben dieß thun viele Achdorfische Unterthanen auf den bergigten Aeckern zu nächst bey Landshut. Was folget daraus? Nichts anders, als daß man den Dünger in Bayern, in Tyrol und in allen Ländern auf dem Rücken trage, wo man ihn nicht fahren kann. Der Herr Posthalter wird es uns also erlauben, daß wir, wenn uns die steile Lage des Bodens nicht hindert, unsern Dünger fahren, so lang wir Ochsen oder Pferde haben; und er soll daraus nicht schliessen, daß wir minder fleißig sind, oder den Dünger nicht zu schätzen wissen. Warum sollten wir unser Getreid mit Handmühlen malen, da wir mit Wassermühlen hinlänglich versehen sind? Warum

sollten

sollten wir unter freyem Himmel wohnen, wenn wir uns Häuser bauen können?

Der Friesländer läßt den Dünger auf seinen fetten Wiesen faulen, und zügelt Ochsen gegen welche unsere bayerischen wie Milchkälber aussehen. Sie treiben mich in die Enge, Herr Posthalter! was soll Ihnen ein Bayer, und noch dazu ein Landmann, antworten, wenn Sie so gelehrtes Zeug sprechen! Doch es scheinet, daß Sie mir nur ein Blendwerk vor die Augen machen, und mich betäuben wollen. Der Leser mag urtheilen, wie sehr Sie sich geirret haben, da Sie mich für gar so blödsinnig ansehen. Wenn die Friesländer den Dünger auf den Wiesen verfaulen lassen, so sind sie darum nicht fleißiger als die Bayern, die denselben wegharken (wegrechen) und die Wiesen reinigen. Ich sehe dieß vielmehr für einen Beweis ihrer Faulheit an; denn was sollte der Dünger auf den Wiesen, der bereits die besten Nahrungssäfte der Erde mitgetheilet hat? Mir scheint dieß eine Schweinerey zu seyn, die zu nichts tauget, als daß dadurch das Mähen verhindert, und das Heu verunreiniget wird. Meinetwegen mag es versuchen, wer es will, ob dieß ein Mittel sey, so grosse Ochsen wie der Herr Posthalter behauptet, zu erzielen. Ich weiß wohl, daß die bayerischen Ochsen meistentheils

nicht von grosser Art sind; indessen habe ich doch schon selbst ein Paar Hallerthauer Ochsen an die Münchner Mezger um 350 fl. verkaufet. Diese waren doch wahrlich keine Milchkälber gegen friesischen Ochsen. *) Das Friesische Vieh ist groß und wird häufig nach Sachsen und in andere Länder getrieben: aber was beweiset dieß für den Anbau der Brache? in Friesland wird so wenig als in Ungarn, wo es auch grosse Ochsen giebt, in die Brache gebauet: es müssen also ganz andere Umstände obwalten, warum das friesische, ungarische oder tyrolische Vieh grösser als das bayerische ist. Es folget daraus, daß das, was der Herr Posthalter hier von friesischen Ochsen sagt, am unrechten Orte stehe, und daß es vielmehr ein Beweis wider ihn sey. Könnte man hier nicht die Frage stellen, warum das friesische oder ungarische Vieh so groß sey, da doch in diesen Ländern nicht in die Brache gebauet wird und die neue Kultur nicht eingeführet ist?

Ich muß es doch dem Herrn Posthalter rund heraus sagen, was es mit dem Verfaulen des

*) Anmerkung. Man behauptet für gewiß, daß der lateinische Wirth so grosse Ochsen aufziehe, daß er schon manches Stück zu 200 fl. an die Münchner Metzger verkaufet habe. Hier möchte ich fragen, ob der Herr Posthalter schöners und grössers Vieh aufzuweisen habe?

des Düngers auf den Wiesen in Friesland für eine Beschaffenheit habe. Die Friesländer haben sehr fette Wiesen auf welchen sie ihr Vieh immer weiden; und da sie diese Wiesen nicht mähen, so lassen sie den Dünger ganz natürlich darauf liegen. Wie ungereimt ist also das, was der Posthalter hier vom friesischen Viehe, vorbringt! hätten wir so fette Wiesen und Weiden wie die Friesländer, so würden wir der Stallfütterung und des Anbaues der Brache leicht entbehren, und auch friesisches Vieh erzielen können. Allein non omnis fert omnia tellus. Die Natur des Bodens und das Clima muß bey der Viehzucht das meiste thun. Wer grosses Vieh haben kann, habe grosses: wer es nicht kann, begnüge sich mit geringem; und er wird sich dabey besser befinden, als wenn er auf magerem Boden schweres Vieh halten will. Grosse Kühe werden darauf halb verhungern, und keine Milch geben; kleine werden sich doch hinlänglich ernähren, und weit mehr Milch geben als die grossen. Auf magerem Boden ist man nicht im Stande den dritten oder vierten Theil des Viehes von grosser Art gehörig zu unterhalten: man thut weit besser, wenn man dafür zwey- oder dreymal mehr von der kleinen Art hält, und man wird dabey an Dünger, Fleisch und Milch gewinnen. Ich weiß zwar, daß sich

das

das Vieh an vielen Orten unsers Vaterlandes durch den Kleebau und die Stallfütterung veredeln ließe: aber dazu gehöret nicht bloß der gute Willen und die Industrie, sondern auch ein wenigst mittelmäßiger Boden, Geld und ein hübscher Vorrath an Fütterey und Dünger und nebenbey eine höhere Hand, die die Hindernisse aufhebt. Wer die Stallfütterung halten kann, der halte sie; und wer nicht kann, der begnüge sich mit den Brosamen der Weide und der Brache: sie ist nicht **nichts**, sondern doch **etwas**, was auch der Herr Reichsfreyherr von W * * dagegen sagen mag.

Daß es Pflanzen giebt, die den Boden für andere Pflanzen bessern, ist sehr natürlich und erfahrungsmäßig, und diese Eigenschaft hat der Klee für die meisten Getreidarten. Die Pflanzen erhalten zwar auch aus der Luft eine Nahrung, aber weit mehrere aus der fetten oder wohlgedüngten Erde. Wer auf magerem Boden ohne Dünger bauet, wird ohngeachtet der salzigten oder ölichten Theile, die die Pflanzen aus der Luft anziehen, doch immer schlechte Früchte ernden, wie die tägliche Erfahrung lehret. Die Wurzeln des Klees und anderer Pflanzen verbessern zwar das Erdreich; aber diese Verbesserung ist bey weitem nicht so fett, als die Nahrungssäfte waren, die

die

die Pflanzen aus der Erde gesogen haben. Je fetter und besser die Pflanzen sind, desto mehr saugen sie den Boden aus. Wenn ein wohlgedüngter zum Kleebau zubereiteter Acker nicht mit Klee, sondern mit Getreide besäet wird, so wird er selbst auf mittelmäßigem Boden 4 oder 6 Jahre gutes Getreid tragen. Hätte er aber ein oder zwey Jahre Klee getragen; so lassen sich hernach, ohngeachtet der verfaulten Kleewurzeln, bey weitem nicht so viele gute Getreiderndten hoffen. Ein Kleeacker trägt nach der Umstürzung nur noch ein oder zwey Jahre gutes Getreide: und auch dieß ist mehr die Wirkung des vorigen Düngers, den der Klee nicht ganz ausgesogen hat, als der Kleewurzeln. Wer darüber Versuche angestellet hat, wird meiner Meinung beypflichten. Andere mögen meinetwegen so lange räsonniren als sie wollen, genug, daß ihnen die Erfahrung und die Natur der Dinge entgegen ist. Dadurch will ich aber den Kleebau nicht widerrathen; sondern ich behaupte vielmehr, daß man ihn auf gutem und auch auf mittelmäßigen wohlgedüngten Boden, so viel möglich ist, anbauen solle. Er wirket zwar keine Wunder, und seine Wirkungen bleiben immer den Gesetzen der Natur angemessen; er düngt den Boden nicht selbst, wie einige Theoretiker behaupten; aber er verschaffet reichliches

Fut-

Futter, und dadurch vielen und kräftigen Dünger; und dieser Dünger wird dem Ackerfelde die Nahrungssäfte, die ihm der Klee entzog, wieder ersetzen. Qui nimium dicit, nihil dicit.

Wüßte der Bauer nicht aus Erfahrung, daß der Dung seinen Aeckern gut ist; so würde er, wenn es befohlen würde, den Dung zu Rathe zu halten, die Excremente seines Viehes heimlich in dem Hut in den Bach tragen. Warum denn eben in den Bach, warum nicht in seine Aecker? Wie weiß denn der Herr Posthalter so genau, was die Bauern thun würden? Ich meine, daß sie ungeachtet eines solchen Befehls, eben so fleißig düngen würden als dermal. Die Bauern haben eine so grosse Achtung für den Dünger, daß ihnen, wie ich öfters erfahren habe, auch um dreyfaches Geld kein Fuder feil ist, und sie sind vom Nutzen desselben so sehr überzeuget, daß sie zu sagen pflegen: Wer seinen Dünger verkaufet, raufe sich selbst die Haare aus.

Aus Furcht, fährt der Herr Posthalter weiter fort, man möchte sie nach der Quantität des Düngers taxiren. Vom Taxiren sind die Bauern freylich keine Liebhaber, ein Fehler, den sie mit andern Menschen gemein haben. Aber, Herr Posthalter, es wird hoffentlich

fentlich nicht so weit kommen, daß der Dünger taxirt wird. Die Bauern sind freylich mißtrauisch! Erst vor einigen Monaten, da die Schafe beschrieben wurden, hatte ich hievon ein auffallendes Beyspiel. Der Gerichtsdiener kam zu einer Bäuerin in Abwesenheit ihres Mannes, und fragte sie, wie viele Schafe sie habe? Das Weib sagte die Zahl derselben redlich an. Als aber der Mann nach Haus kam, fehlte es wenig, daß er sein liebes Eheweib dieser Aufrichtigkeit halber, nicht prügelte. Er behauptete, man habe bey dieser Beschreibung die Absicht, die man vor vielen Jahren bey der Beschreibung der Pferde und des Getreides hatte, und daß man künftig vom Stück Schaafe zu ewigen Zeiten jährlich 3 Kreuzer geben müsse. Die wenigsten Bauern wagen es, ihre Schafe oder ihr vorräthiges Getreide anzusagen, aus Besorgniß einer Lieferung oder Taxation; und ich wette darauf, daß sich vermög solcher Beschreibungen ein abscheuliches Deficit herauswerfen müsse. Im verflossenen Jahre hätten wir ganz gewiß vermög der Beschreibung des Getreides schon um Johannis, samt und sonders verhungern müssen, da wir uns doch noch um Jakobi um wohlfeilern Preis, samt und sonders satt aßen, und auch künftig satt essen werden. Ich stelle hier noch die achtzehende

Fra-

Frage: Warum sind die Bauern so mißtrauisch? Ich meine zwar, daß ich diese Frage selbst auflösen könnte: ich will aber diese Ehre aus Klugheit Ihnen, Herr Posthalter, überlassen. Ich will Ihnen dagegen eine andere Frage auflösen: Warum düngen oder verbessern die Bauern ihre Aecker nicht mit dem Kleebau, der nach ihrer Meinung auch ein Dünger ist, da sie doch sonst von der Vortreflichkeit und dem Nutzen des Düngers so sehr überzeuget sind? Ich meine es geschehe darum, weil sich die Bauern durch die Erfahrung nicht allgemein überzeugen können, daß der Kleebau und die Kleewurzeln die Stelle des Düngers vertretten, und weil sie sich vielleicht nicht ohne Grund, einbilden, daß das Kleefutter auf magerm Boden mehr Dünger verzehre als es gewähret.

Die Beantwortungen der vorgelegten Fragstücke, welche die Seefeldische Feldbaugesellschaft durch den Druck bekannt machte, sind in gegenwärtigem Falle sehr merkwürdig. Es zeiget sich daselbst, daß einer bessern Kultur der Gründe, ohngeachtet alles Denkens und Forschens, fast allzeit die Unmöglichkeit entgegenstehe. Hat der Landmann, fragt diese Gesellschaft ad 6. 7. et 8. gleich Anfangs den nothwendigen Dünger ohne dem Ackerbau nicht zu schaden, oder das Geld zu sol-

chen

chen Verbesserungen schon im Vorrath? Sind diese Herrn auch starrsinnig und hartnäckig, oder mißtrauisch, wie die Bauern?

Sagen Sie also nicht mehr, Herr Posthalter, daß die Dummheit, der Starrsinn, die Hartnäckigkeit oder das Mißtrauen der Bauern Ursache sey, daß man den Anbau der Brache und den Kleebau noch nicht allgemein eingeführet habe. Ich könnte Ihnen nur in meiner Nachbarschaft über 30 Bauern aufführen, die seit wenigen Jahren den Kleebau versuchet haben. Wären Sie starr- oder eigensinnig: so würden sie ja nicht so viele Versuche machen. Freilich sind diese Versuche nicht im Ganzen und im Grossen gemacht: allein es zwackt doch dort und da ein Bauer einen Acker vom Brachfelde weg, und bauet wenigstens so viel Klee, daß er damit im Sommer seine Pferde ernähren kann. Sie thun dermals so viel als sie können, und wer mehr thut, ist, wie das Sprichwort sagt, ein Schelm. Auch dieser geringe Fortgang ist ein grosser Gewinnst für den Staat und die Vorbereitung zu einem weit grössern. Was meinen Sie, Herr Posthalter, wäre es nicht besser, die Bauern, die sich ohnehin so bereitwillig zeigen, ruhig vorwärts gehen zu lassen, und sie mit Vorwürfen der Hartnäckigkeit und des Starrsinnes zu verschonen? Dort und da

 ist

ist ein billiger Grundherr der zur Verbesserung des Guts und zu seinem eigenen Nutzen eine hülfreiche Hand bietet: dort und da fährt einem Bauern eine Erbschaft oder sonst ein Glück in die Haut, und er wird dadurch in den Stand gesetzet, die Kultur höher zu treiben. Wie, wenn es nebenbey möglich wäre, den ungerechten Eingriffen einiger Zehendherren Einhalt zu thun, und die wichtigsten Hindernisse zu beseitigen, die Industrie durch Freyheiten aufzumuntern. — Seyn Sie versichert, Herr Posthalter, es wird überall gut gehen, wo es möglich ist. O, so tragen sie mit uns Mitleiden und verbittern unser Elend nicht mit ungerechten Vorwürfen! Reisen Sie einmal in das Unterland an den Inn und an die Rott; Sie werden ungeheure Strecken von Klee antreffen. Die dortigen Bauern sind nicht eigensinnig, oder hartnäckig, und doch — Bauern. Wenn in andern Oertern weniger oder nichts geschieht, so suchen Sie die Schuld an den unüberwindlichen Hindernissen, und besonders darinn, daß den neidsichtigen Nachbarn und den Eingriffen der Weidenden, und den langwierigen Processen noch nicht genug Einhalt geschah. Es giebt unter Bauern böse Leute, wie in allen Ständen, die bey kurzsichtigen Obrigkeiten oder Gerichtsdienern aus übel verständener Politik oder andern

dern verkehrten Absichten Schutz finden, und dadurch die bessere Kultur stören. Selbst dieß, daß es bey uns so viele Jurisdictionen, manchmal so viele, als Bauern in einem Dorfe sind, giebt, ist dem Fortgange der Kultur, gar sehr hinderlich. Lauter Hindernisse, die der Bauer aus eigener Kraft nicht zu heben vermag. Hier öffnet sich ein weites Feld, Herr Posthalter; haben sie nicht Lust, ein Stück Arbeit zu übernehmen? Was den guten Willen der Bauern betrift, seyn Sie darüber unbekümmert; oder wenn Sie je über den Mangel desselben eine Predigt halten wollen; so predigen sie vorzüglich den Herrschaften, Klöstern und Pfarrern, die bisher noch immer nach der Art der Bauern, oder nicht viel besser gewirthschaftet haben. Diesen wäre es leichter, mit der neuen Kultur voran zu gehen, weil es ihnen wenigstens an Geld und Vorrath an Futter, Stroh und Dünger nicht gebricht. Warum trift ihre Geisel ganz allein die Bauern, die vermög ihres Standes und ihrer Unterthänigkeit überall und allemal hintenan gehen müssen?

Der Herr Posthalter machet den Vorschlag, daß man die neue Kultur bey einem ganzen Dorfe einführen, und der Nation öffentliche Rechnung ablegen soll. Ich wäre hiemit aus ganzem Herzen mit verstanden; allein ich sehe nicht,

 wie

wie dieser Vorschlag ausgeführet werden könne. Hat der gnädigste Landesherr nicht etwa eine Schwaig, die nach der neuen Kultur behandelt wird, oder behandelt werden könnte? Ich meine, daß hier die Ausführung leichter wäre. Nur wollte ich mir ausgebeten haben, daß bey einer solchen Schwaig kein Bräuhaus, keine Zehenden oder Scharwerke der Unterthanen, und auch keine zu grosse Quantität Holz oder Laubstreue, auch nicht zu viel natürlich gute Weide vorhanden wären; und daß kein Holzboden umgerissen oder andere Neubrüche gemacht würden. Solche Umrisse sind nur ein Blendwerk auf einige Jahre. Es ist bekannt, daß auf Neubrüchen einige Jahre nacheinander, auch ohne Dünger reiche Früchte wachsen: sind sie aber mit der Zeit durch beständigen Anbau entkräftet, so hat man alsdann mehr magere Aecker, und der Dünger ist weniger hinreichend als ehehin. Man vermesse die Gründe die zu der Schwaig benützet werden, und lege von Jahr zu Jahr die öffentliche und genaue Rechnung ab. Die Hofkammer würde sich ohne Zweifel nicht weigern, den nöthigen Vorschuß an Geld zu machen. Sollte die neue Kultur der gefaßten Hofnung entsprechen; so bin ich bereit, dieselbe aus vollem Munde allenthalben anzupreisen. Wäre aber der Nutzen sehr gering; oder die Kammer

müßte

müste am Vorschußgelde einen Verlust leiden — es versteht sich ohnehin, daß die wahre Gutsverbesserung geschätzt und als baares Geld angesehen werden müste, — so mache ich einen andern Vorschlag, nämlich, daß man diese Gründe lieber einigen Unterthanen auf Erbrecht überlassen, und einige Zinsen als reinen Gewinn einnehmen, und dadurch zugleich den Staat mehr bevölkern möchte.

Am Ende heißt es, daß das Manuscript des Herrn Posthalters nicht weiter brauchbar wäre. — Wie Herr Landbot! Hätten Sie lieber erlaubt daß der hitzige Herr Posthalter seine Galle ganz ausgöße. Bey vernünftigen Lesern würde er dadurch nichts gewonnen, sondern vielmehr sich selbst lächerlich gemacht haben. Meine alte bayerische Haut könnte noch manchen derben Puff ertragen; ich rüttle sie, und erhalte dadurch neue Kräfte zum Streit. *)

*) Anmerkung. Mit Vergnügen verkündige ich dem Publikum, daß die churfürstliche Schwaig Schleißheim schon einige Jahre nach der neuesten Art kultivirt werde. Man gipset, bauet Klee, Reps und allerley Futterkräuter; man ziehet Tyroler, Anspacher und Schweizer Vieh; und es ist ein wahres Vergnügen, wenn man eine so schöne Oekonomie in voller Pracht und Herrlichkeit sieht. Ich vermuthe,

the, daß die Herren Vorsteher derselben eine öffentliche Rechnung ablegen und ihre Gegner beschämen werden, die den Leuten heimlich ins Ohr sagen, daß bey dieser Wirthschaft jährlich etliche tausend Gulden zu Verlust gehen. Man hat eine herrliche Mühle, und ein ansehnliches Brauhaus erbauet, welche wenigstens eine jährliche Erträgniß von 5000 fl. gewähren. Es versteht sich ohnehin, daß man diesen Betrag nicht als eine Ausbeute der Schwaig, sondern als einen besondern Gewinn zu betrachten habe, und darüber besondere Rechnung ablegen müsse. Um den Nuzen dieser Schwaig genau zu bestimmen, wäre vor allem nothwendig, daß man die jährliche Consumtion des Holzes in Anschlag bringe, auch alle Morgen der Güter und Gründe, die zu dieser Schwaig gehören, oder dazu genossen werden, genau vermesse, und alsdann das Publikum über die Grösse der reinen Erträgniß urtheilen lasse. Man wirft unter andern der Verwaltung dieser Oekonomie vor, daß man kein junges Vieh aufzuziehen im Stande sey, sondern immer aus dem Reich und Tyrol neue Kühe rekrutiren müsse, weil fast alle ein- und zweyjährige Kälber sterben.

Nun bin ich zwar selbst der Meinung, daß man sich an Neider und Verläumder nicht kehren soll; ich wünsche aber doch, daß die Falschheit dieses Vorgebens ins helle Licht gestellet werde.

Anmerkung des Herausgebers.

Erin-

Erinnerung.

An den Herrn Verfasser der näheren Beantwortung jener von einem lateinischen Wirthe gestellten ökonomischen Fragen.

Cherchons la verité mais d'un commun accord;
Qui discute a raison, et qui dispute a tort.
Quest: sur l'Encyclop.

Herzlichen Dank lieber rechtschaffener Biedermann, der meine Nro. 22. gestellten ökonomischen Fragen mit Vernunft und Bescheidenheit beantwortete, und dadurch nicht nur tiefe ökonomische Kenntnisse und Eifer für die Kultur, sondern auch ein wohlthätiges menschenfreundliches Herz offenbarte. Könnte ich Sie von Angesicht zu Angesicht schauen; ich würde Sie herzlich küssen, wenn ich nicht durch einen Stern, Schlüssel oder Titel zurück geschrecket würde. Nachdem ich vorher mit so stürmischen Gegnern, die uns Landleuten die Vernunft und das Denken, den guten Willen und alle Aufrichtigkeit absprachen, und alles Gegenwärtige zu Boden reissen wollten, zu kämpfen hatte, und, wenn ich mich nicht sehr irre, auch ritterlich gekämpfet habe: so ist es nun eine stärkende Labung für mich, einen Mann vor mir zu haben, den ich mehr für meinen Freund als Gegner anzusehen habe.

Sie geben mir zu, daß auf schlechten Gründen keine Klee Ernden zu erholen seyen; daß das *non omnis fert omnia tellus*, seine gute Richtigkeit habe, und daß man den Grund nicht höher pflegen solle, als wessen er lohnen mag. Mehr habe ich nie gewollt, wie es meine an den Herrn Reichsfreyherrn von W * * gestellten Fragen, und die dem Herrn Posthalter zu P * ertheilte Antwort beweisen. Wir sind also in der Hauptsache einig; und es freuet mich und jeden ehrlichen Bayer, daß Sie mir so nahe gekommen sind. Ich überlasse es Ihnen, wie Sie dieß bey dem Reichsfreyherrn von W * * und bey dem Herrn Posthalter zu P * verantworten mögen.

Ich könnte also hier meine Feder niederlegen, und als ein geringer Privatmann gelassen erwarten, was weiter geschehen, und wie eine bessere Kultur, an Orten wo es möglich ist, durch eine höhere Hand bewerkstelliget werde. Allein Sie und ich sind Oekonomen; und Oekonomen haben doch immer, Sie werden es schon selbst erfahren haben, gerne was zu plaudern, zu zweifeln, und freundschaftlich zu streiten. Die Eigenliebe und das Vorurtheil, die den Menschen so natürlich, und oft ohne es zu wissen, ankleben, mischen sich ins Spiel, und verursachen, daß man auch bey der besten Freundschaft,

und ohngeachtet man in der Hauptsache einig ist, doch in Nebendingen verschiedene Meynungen hege. Bloß in dieser Hinsicht möchte ich Sie gewisser Punkten halber, die in sich selbst nur Kleinigkeiten sind, noch öffentlich sprechen, weil ich es mündlich nicht thun kann.

Sie sagen: Man mag ganz wohl auch alle An- und Widerstände rügen — die Sache wird dadurch in ein helleres Licht gesetzet — und dieses ists, was vermuthlich der lateinische Bierwirth ꝛc. Recht so! Sie thaten es Nro. 30. und ich Nro. 22. mit so vieler Bescheiden- und Höflichkeit, daß ich meine Zweifel nicht als Zweifel vorzutragen getraute, sondern Sie aus Hochachtung für den Herrn Gegner bloß in Fragen einkleidete, und dadurch Anlaß geben wollte, die Sache mit guter Art und Manier und mit Kaltblütigkeit mehr zu berichtigen, und allenfalls einzuschränken, damit man von der Möglichkeit einer bessern Kultur an gewissen Orten mehr überzeuget werde. Der Herr Posthalter zu P*, der den Herrn Reichsfreyherrn von W** vertreten wollte, aber sehr unmanierlich vertreten hatte, hatte also unrecht, daß er so tobend auf mich lossprang, und meine bescheidenen Fragen mit einem charlatanmäßigen quid pro quo, und mit seiner posthalterischen Reitpeitsche beantworten wollte.

Wäre dieser Mann ein wahrer Oekonom; und verstünde er beydes, die Brache und den Anbau derselben, aus Erfahrung: so hätte er aus der Ordnung und der schicklichen Anlage der Fragen bemerken müssen, daß kein unerfahrnes schwaches Männlein im Hinterhalt stecke. Er muß sich also selbst die Schuld geben, daß er nicht mit heiler Haut aus dem Streit kam.

Die neue Kulturart, oder der Anbau der Brache ist in Bayern noch allgemein unbekannt. Ich weis nicht, wie ich dieß verstehen soll. Wenn Sie dadurch sagen wollen, daß in den meisten Orten von Bayern der Anbau der Brache unbekannt sey: so gebe ich Ihnen meinen Beyfall. Sollten Sie aber behaupten wollen, daß man diesen Anbau in Bayern nirgends kenne; so wären Sie einer irrigen Meinung. Ich meyne, wiewohl ich es nicht mit Gewißheit behaupten kann, daß man auf der landesherrlichen Schwaig zu Schleißheim nach der neuen Art wirthschafte. So viel weis ich gewiß, daß um Scharding und Braunau und in dem größten Theil des bayerischen Innviertels, das dermal unter österreichischer Regierung ist, allgemein die Futterkräuter in die Brache gebauet werden. Eben dieß geschieht auch in Bayern an vielen Orten, am Inn und an der Rott. Es ist Herzenswonne, diese glückli-

chen

chen Gefilde, und das Pfleggericht Griesbach zu durchreisen, und sich dadurch von dem unermüdeten Fleiß der dortigen Landleute zu überzeugen. Auch ich baue schon seit 18 Jahren einen beträchtlichen Theil des Brachfeldes an, und es ist also dieser Anbau in meiner Revier vielen Landleuten wohl bekannt. Die meisten Nachbarn bauen seither selbst, freylich nur kleine Flecken der Brache an: es gefällt ihnen diese Bauart, und sie pflegen zu sagen, wenn wir nur auch nachkommen könnten: wenn wir nur auch genug Dünger und Geld hätten: wenn wir doch wenigstens den Zehenden mit Geld bezahlen dürften, um dadurch mehr Stroh zur Streu zu haben.

Sie gestehen: **die Brache ist etwas**: also ist sie nicht Nichts, wie der Herr Reichsfreyherr von W * * behauptete. Aber sie ist, setzen Sie bey, **etwas sehr geringes**. Darüber wollen wir nicht streiten. Ich habe nirgends behauptet, daß sie was Grosses sey. Sähe ich sie für was Grosses an, so würde ich nicht in die Brache, nicht mit so vielen Unkosten so vielen Klee bauen, und die Stallfütterung eingeführet haben. Allein, wer das Grosse und Bessere nicht erreichen kann, muß sich mit dem Geringen und Schlechten begnügen. Kann mein Nachbar nicht den fetten Klee bauen wie

ich;

ich; so gönne ich ihm mit frohem Herzen die magern Brosamen der Brachweide; sie ist doch wenigstens ein Hülfsmittel für seine Dürftigkeit, und ein Labsal für sein hungeriges Vieh. Es giebt aber auch viele Gegenden wo das Vieh nicht bloß die Brachweide hat, sondern nebenbey auch mit Gras aus den Gärten gefüttert wird, bis die Stoppelweide eintritt. Solches Vieh ist in weit besserem Stande, und bey mittelmäßigen Leibe.

Nun heißt aber Ackern und Eggen anders nichts, als die neuangehenden Futterkräuter geringerer Gattung zerstören. Nicht dieß allein. Es heißt auch den Acker locker machen, den Dünger zu gehöriger Zeit der Erde mittheilen, und den Acker so bestellen, daß er von den fruchtbaren Theilen der Luft geschwängert werde.

Ob es nicht widersprechend sey, eben da Nahrung (für das Vieh) zu suchen, wo man solche zu vertilgen, höherer Ursachen halber, zur nothwendigen Absicht hat? Ich finde hier gar keinen Widerspruch. Die Zerstörung der Quecken (Brachwurzeln) und anderer Unkräuter ist Eine Ursache, warum man pflüget und egget. Das Pflügen und Eggen ist auch nicht das einzige und für sich allein hinlängliche Mittel, das Unkraut zu zerstören. Dasselbe

selbe wächst ohngeachtet des vierfährigen Pflügens bald wieder hervor, besonders wenn nach dieser Arbeit bald ein Regen fällt. Man kann nicht öfter und immer pflügen und eggen: und wenn man es auch könnte; so wäre es dem Getreidbau eher schädlich als nützlich, weil die Erde nie in Ruhe läge und gährte, und die erst kurzhin umgepflügten Unkräuter nicht faulten, sondern bey dem zu oft wiederholten Pflügen wieder grün auf die Oberfläche kämen, und sich nur noch mehr verbreiten würden. Das weidende Vieh, besonders die Schafe, sehe ich als das zweyte Mittel an, die Unkräuter zu zerstören, ihre Besaamung zu verhüten, und die Aecker ganz rein zu machen. Ich trachte aus höheren Ursachen die Unkräuter durch Pflügen und Eggen zu vertilgen, weil ich sie aber dadurch allein nicht vertilgen kann, so nehme ich meine Schafe zu Hülfe. Diese nützlichen Thiere müssen mir die Unkräuter ganz vertilgen, und dabey zugleich ihre Nahrung und Gedeihen finden. Oder: die Unkräuter müssen mir, anstatt schädlich zu seyn, meine Schäferey erhalten, und dadurch beträchtlichen Nutzen schaffen. Der Landmann hat also bey der Brache (es ist darum nicht nöthig, daß er das ganze Feld brach liegen lasse) das Glück, daß er das, was seinem Getreidbau schädlich ist, nicht bloß wegräumen, sondern auch

auch zum Unterhalt und Nahrung seiner Schafe, folglich zu seinem grossen Nutzen anwenden könne. O weise Anordnung der Natur!

Sie wenden zwar ein: es werde das Brachfeld nicht mit Einmal, sondern nach und nach gepflüget: desto schlechter! Nicht schlechter, sondern besser. Bayern ist meistentheils uneben; und Hügel und Thäler wechseln in ungeheuren Strecken immer miteinander ab. Auf Hügeln kann und muß man eher pflügen als in Thälern, weil jene eher trocken werden, und bey zu langem Zaudern zu trocken und nicht mehr gepflüget werden könnten. Auf der Mittagsseite kann und muß man eher pflügen als an der Nord- oder Westseite, weil sich jene weit eher erwärmet als diese. Selbst die Erdarten wechseln immer ab, und ein Acker verlanget eher als der andere gepflüget zu werden. In der angefangenen aber immer unterbrochenen Ordnung geht das Pflügen und Eggen fort, wenn die Witterung nicht zu ungünstig ist. Es wäre also nicht nur nicht nüzlich, sondern höchst schädlich, wenn man nach Ihrer Meinung auf solchen Gründen, um die Unkräuter zu zerstören, mit Einmal das ganze Feld umpflügen wollte. In einigen Aeckern würde der Boden zu trocken, in andern zu naß seyn, folglich die Aecker, wenn sie zu gleicher Zeit gepflüget würden, nicht nur

für Eines, sondern für mehrere Jahre verderbet, und dadurch weit mehr Schaden, als durch das Unkraut verursachet werden.

Das Unkraut giebt mir zwar die Anweisung oder Vermahnung, daß ich auf das Pflügen bedacht seyn soll; wenn aber die Witterung ungünstig ist, so lasse ich die Aecker, die zu trocken oder zu naß sind, noch ferner liegen. Das Unkraut kann mir in der Hauptsache nicht schaden, weil meine Heerde Schafe fleißig weidet, und wenigstens so viel verhindert, daß es sich nicht besaamen kann. Es wird doch wieder eine Zeit kommen, da ich mit Nutzen pflügen kann. Und sollte dieß allenfalls, das doch sehr selten geschieht, nicht mehr möglich seyn: so wäre ein dreyfähriges Pflügen besser als ein vierfähriges. Also noch einmal: O weiße Anordnung der Natur! Sie erleichtert unsere Arbeit, und selbst diese Erleichterung ist dem Getreidbau und den Schafen nüzlich und gedeihlich. Wer zur Unzeit mit der äussersten Anstrengung arbeitet, und sollte er sich auch zu todt arbeiten, wird davon keinen Nutzen, sondern nur Schaden haben. Gute Mutter Natur! Du bist keine Stiefmutter! Du verlangest, daß wir arbeiten, und auch ruhen sollen, und strafest denjenigen, der seiner Arbeit keine Maß und Ziel setzet, durch schlechtes Gedeihen der Früchte und durch den Verlust

seiner

seiner Kräfte und der Gesundheit. Glauben Sie mir, mein Herr! zum ordentlichen Brachehalten und zum nüzlichen Pflügen gehöret mehr Vorsicht, Fleiß und Verstand, als zum Anbaue der Brache. Wäre ich nicht ein Bayer; so würde ich behaupten, daß die bayerischen Bauern das Pflügen meisterhaft verstehen, und ihre Pflüge vortrefflich anzurichten wissen. Wer ihre herrlichen Saaten auf gutem Boden sieht, und auf die Reinigkeit ihres Getreides aufmerksam ist, kann daran nicht zweifeln. Aber man könnte doch auf ebenem geringen Boden mit Einmal pflügen? Man könnte es; aber es ist nicht nothwendig. Dieser Boden wird nicht leicht zu naß, und eben so wenig zu trocken, und man kann ihn fast das ganze Jahr hindurch, ausser beym Froste und währendem starken Regen pflügen. Eben darum kann der Landmann gar leicht und ohne Schaden beym Pflügen die nüzliche Einrichtung treffen, daß für die Schafe immer eine Weide im Brachfelde vorhanden sey; und sie wird auch ohne vieles Aufmerken vorhanden seyn, weil auf solchem Boden das Unkraut ohnehin weit lieber als auf schwerem wächst.

Wenn man dieses alles erwäget, so wird man von mir nicht mehr das Geständniß fodern: Daß entweder die Brache sehr unbedeutend

sey,

sey, oder dadurch ein Früchtenabgang kausiret werde.

Ihre Schafe befinden sich sicher nicht wohl dabey (bey der Brache): das Schaf frißt jedes neu ankeimende Gräslein begierig und ohne Auswahl. — Nun wachsen aber auch einige der Gesundheit nachtheilige Gräser; und selbst das zu junge Gras erreget den Durchfall — das Schaf wird matt und kraftlos, und viele sterben sogar. Meine und meiner Nachbarn Erfahrung ist deßfalls ganz anders. Ich will Ihnen hier von meiner Wirthschaft, in so weit sie hier einschlägt, eine kleine Nachricht ertheilen. In die Brache baue ich jährlich vieles Futterkraut, und setze mich dadurch in den Stand die vollkommene Stallfütterung bey meinem Rindviehe und Pferden zu unterhalten. Mein Vieh ist so schön und groß als Eines in Deutschland ist, dasjenige ausgenommen, das man nur zur Pracht hält, und zur Schau ausstellet. Ich halte aber auch ziemlich viele Brache, und nähre dadurch bey 200 Schafe, die mich, den Winter ausgenommen, nicht viel kosten, und durch ihr Weiden die Brachäcker vom Unkraute, das sie weit schärfer als anderes Vieh abbeissen, reinigen. Sie machen mir jährlich 80 bis 90 Fuder Dünger, der mir um 300 fl. nicht feil wäre; und ihre

 Wolle

Wolle verkaufe ich um 230 bis 240 fl. Nebenbey kann ich jährlich einige Lämmer und gegen 100 Schafe verkaufen oder in mein Hauswesen verbrauchen. Dieß ist doch ein hübscher Gewinn ohne viele Unkosten, den ich meistentheils der Brache zu verdanken habe. In der Folge werde ich Ihnen auch zeigen, daß dieser Brache halber mein Getreidbau weit besser ist, als er sonst nicht wäre. Der Boden ist meistentheils schwer, kalt, und in manchen Orten naß; folglich für die Schafe nicht sonderlich gedeihlich.

Deß ohngeachtet sind sie gesund, wiewohl ich nicht läugnen will, daß in manchen Jahren ein oder anders Stück stirbt, ein Zufall, der sich auch bey der besten Schäferey ereignet. Ich habe keinen verständigen Schäfer, sondern nur einen Jungen (Buben) zum Hüten, der unter meiner Aufsicht steht. Ich halte es daher mit denjenigen, welche behaupten, daß die Brachweide die gesundeste Nahrung für Schafe sey. Die Gräser in der Brache sind freylich jung, aber nicht fett. Ein mäßiger Durchfall schadet ihnen nicht, und ist ihnen so gar manchmal nützlich. Wenn die Schafe im Winter auf den Saaten weiden; so ist der Durchfall weit stärker, und doch werden sie dabey fetter und gesünder, als sie vorher waren. Ich zweifle, ob meine

ne Schafe bey dem kostbaren und mühsamen, einförmigen und zu fetten Kleefutter so gesund wären, als dermals bey der mageren Brachweide. Wir werden vielleicht ein andersmal Gelegenheit haben, davon zu sprechen. Ich brauche keine Arzneyen; aber im Winter, und auch manchmal im Sommer, lasse ich sie an Salzsteinen lecken. Der Stall ist lüftig und wohlgebauet. In stehendem faulen Wasser lasse ich sie nie saufen, und in morastigen weichen Orten nicht weiden. Ist im Brachfelde reines Wasser, so suchen es die Schafe selbst auf: ist es aber unrein, und es wäre zu besorgen, daß sie der Junge daraus saufen liesse; so lasse ich sie nicht an Salzsteinen lecken, damit sie weniger Durst haben, und ich sorge dafür, daß sie immer reines Wasser im Stalle haben. Wenn im Sommer langwieriger Regen einfällt, der die Gräser auf den Aeckern und sogenannten Lohen verunreinigt, so lasse ich ihnen Morgens, und auch im Abende, blosses Gesott (Hechsel) im Stalle geben, und verhindere dadurch mit einem geringen Unkosten, daß sie aus Hunger nicht so begierig die verunreinigten Gräser fressen. Ich vermuthe zugleich, daß dieses dürre Futter für die Schafe die beste Arzney wider die schädliche nasse Witterung ist. Wenn grosse Hitze ist; so lasse ich sie zu Mittagszeit in den Stall treiben,

ben, und 2 oder 3 Stunden im Schatten ruhen; wodurch sie zugleich den Stalldünger vermehren. Man weiß ohnehin, daß die Schafe bey der grossen Hitze nicht weiden. Sie sind nicht von edler, sondern nur von gemeiner Art, weil ich glaube, daß mein Boden für eine bessere Zucht nicht tauglich wäre. Diese einfache und wohlfeile Behandlung meiner Schafe hat mir bisher sehr gute Dienste gethan. Es versteht sich ohnehin, daß ich beym Ausbracken eine richtige Wahl treffe, und beym Verkaufe die Metzger nicht wählen lasse.

Der Dünger, der vom Viehe auf der Weide fällt, ist etwas — Mit diesem Geständnisse bin ich wohl zufrieden — **aber unbedeutend im Gegenhalte dessen, was er wäre, wenn er gestreuter im Stalle gemacht würde.** Ich gebe Ihnen vollkommen recht. Daß aber auch der Weidedünger sehr nüzlich sey, weiß ich daher. Ich kaufe schon seit einigen Jahren viele Fuder solchen Düngers, den ein Hirt auf den Weidepläzen vermittelst eines Karrens in Haufen zusammenbringt, und erhalte dadurch auf den nahe liegenden Wiesen sehr gutes Gras. Er muß also auch auf Brachfeldern nicht ohne gute Wirkung seyn. Weil er aber so zerstreuet hin und her liegt, so wird seine Wirkung nicht so sehr bemerket.

Ich gestehe es, daß es mir lieber wäre, wenn er beysammen läge, und noch lieber, wenn er mit Streu von Stroh vermischet wäre. Allein es ist hier die Rede von Bauern, die die neue Kultur anfangen sollen, und insgemein kein Geld, auch keinen Vorrath an Heu und Stroh für künftiges Jahr haben. Sie können im Sommer kein Stroh einstreuen, weil das Vieh dasselbe im Winter schon aufgezehret hat; und insgemein ist im Sommer auch um baares Geld keines mehr zu kaufen; wenigstens ist dasselbe sehr theuer, und würde noch weit theuerer seyn, wenn ganze Gemeinden die neue Kultur einführen wollten. Es fragt sich also: Ist der gestreute Dünger um so viel mehr werth als der ungestreute, daß er das für das gekaufte Stroh ausgelegte Geld ersetzet? und wann ist dieser Ersatz mit Grund zu hoffen? Ich kalkulire bey meiner Wirthschaft eben nicht so genau, und achte auch einen geringen Schaden nicht, wenn ich eine Verbesserung des Bodens erzielen kann. Aber der Bauer, den ein geringer Verlust zu Boden schlagen kann, wird und muß behutsamer darein gehen; und kann selbst alsdann eine Verbesserung nicht unternehmen, wenn er versichert ist, daß ihm die Auslage nach einigen Jahren wieder ersetzet werde. Er muß heuer und alle Jahre zahlen, Getreid eindienen, und

 der

der Grundherr wartet nicht, bis nach einigen Jahren die gehoffte Progression eintreten wird oder soll. Diesen Gesichtspunkt müssen Sie, mein Herr, Freund, Gönner, Patron oder wie ich Sie nennen soll, nicht nur bey der Streu, sondern auch bey allen übrigen Artikeln, die zur Progression nöthig sind, nie beyseit setzen. Ich werde noch öfters Gelegenheit haben, Sie daran zu erinnern.

Und glauben Sie mir, ich spreche aus Erfahrung; reinlicher, als Pflügen und Weiden nicht thut, hält der Klee das Feld an Orten, wo er sich wohl und dicht bestaudet. Auch ich spreche aus vieljähriger Erfahrung, die ich sowohl über die Brache als über den Anbau derselben durch eine achtzehnjährige Gegenwart, durch frohes Nachdenken, Herumlaufen, und selbstiges Mitarbeiten erworben habe! Wohlbestaudeter Klee läßt kein Unkraut aufkommen: aber es geschieht bisweilen auch bey der besten Anordnung, daß sich der Klee nicht allenthalben wohl bestaudet. Wenn der Kleesaamen nicht durchgehends vollkommen gut und frisch, oder die Witterung zu ungünstig ist, oder im Säen nur ein geringer Fehler begangen wird; wenn man den Dünger erst im Frühjahre auf den Acker bringt, oder nicht allenthalben gleich verbreitet und einpflüget, der

Boden zu mager oder zu fett ist, und der Klee sich lagert, wenn Mäuse, Wehren, oder andere Ungeziefer sich einfinden; so giebt es dort und da kleine leere Flecken, und es wachsen Unkräuter, die den Boden verunreinigen. Der Klee läßt an seinem Standorte freylich kein Unkraut aufkommen; aber er duldet es neben sich, und läßt sich auch verdrängen. Dagegen hebet das Pflügen das Unkraut samt seinen Wurzeln, und die Schafe hindern wenigstens die Besaamung. Reinlicher also, als der Klee nicht thut, halten das Pflügen, das Eggen und die Schafe das Feld. Indessen gestehe ich doch gern, daß diese Verunreinigung, die der Klee unschuldiger Weise veranlasset, wenig zu bedeuten habe, wenn der Kleeacker, wie es doch geschehen sollte, nicht sogleich mit Wintergetreide bestellet wird.

Es ist immer böse, daß sich das Vieh bey der Stoppelweide erst erholen müsse. Besser ist freylich besser. Ich treibe kein Rindvieh auf die Weide, selbst auf die Stoppelweide nicht. Wer es so machen kann wie ich, der folge mir nach; wer es nicht kann, für den ist die Stoppelweide doch immer ein Glück. Wäre die Brache nicht, so müßte derjenige, der keine Stallfütterung halten kann, das ganze Jahr hindurch weniger Vieh halten. Dieß ist

wahrlich nichts geringes. Mit der Brachweide kann man sich doch so lange behelfen, bis die Koppelweide eintritt, besonders wenn man dem Viehe auch einiges Gras aus den Gärten reichet; und alsdann ist für das ganze Jahr gesorget, und durch Hülfe der Brache ein grösserer Viehstand erhalten. Nach der Stoppelweide kommen die Ruben, das Weißkraut, die Spreu vom Getreide, das Aftergetreide, das schwarze Mehl und die Kleyen. Mir gefällt diese Fütterungsart freylich nicht; ich würde sie mir aber müssen gefallen lassen, wenn ich mich in den Umständen der meisten Bauern befände.

Wer sagt aber, daß von Kulturswegen die Stoppelweide unterbleiben müsse? Ich sagte es ja auch nicht; sondern sagte nur, daß der Bauer sein Vieh nur bis zur Stoppelweide auf der Brache schlecht ernähren müsse, ohne darum denjenigen, die in die Brache bauen, die Stoppelweide abzusprechen: wiewohl die Stoppelweide für diejenigen, die eine richtige Stallfütterung haben, von sehr wenigem Belange ist, und lieber den Schafen überlassen werden sollte.

Wenn die Kultur auf einen hohen Grad gebracht würde, so tritt anstatt der Koppelweide, und nach abgemachten Getreid- und Kleefrüchten die Kleeweyde ein, wel-

che

che ungleich ergiebiger, nahrhafter, milchreicher und länger andaurend ist. Wenn die Kultur auch auf dem höchsten Grade steht, so kann die Kleeweide doch nie vor dem Herbste eintreten, folglich nicht so lange, als die Koppelweide, dauern. Sie werden ja nicht wollen, daß man das Vieh nach abgemachtem Sommergetreyde, unter welches Klee gesäet worden ist, auf diese Kleeäcker treibe. Das Vieh würde den noch kaum recht aufkeimenden Klee sammt den Wurzeln herausreissen, und die durch den Dünger und Kleebau locker gemachten Aecker so sehr zertreten, daß man im folgenden Jahre weit wenigere Kleefrüchte zu erwarten hätte. Den zweyjährigen im Brachfelde befindlichen Klee wird man eben so wenig mitten im Sommer durch das Vieh verderben und verunreinigen lassen, sondern lieber im Stalle verfüttern, oder zu Kleeheu machen lassen wollen. Es gäbe also keine Kleeweide ausser erst im Herbste. Gelegenheitlich merke ich hier an, daß die Kleeweide sehr gefährlich sey, wie ich bey meinem Rindviehe und Schafen erfahren habe. An einem schönen Tage, da meine Stallkühe auf der Kleeweide waren, fiel ein sehr kleiner, kaum bemerklicher sogenannter Spritzregen, der ohne Zweifel verursachet hat, daß die Kühe die jungen Blätter des Klees begieriger als sonst frassen. Zehn

Kühe wurden dadurch sehr aufgeblähet; neun davon konnten nur mit größter Mühe und allen angewandten Mitteln gerettet werden. Der Zehnten zersprang das Zwerchfell, ehe ich mich dessen versah, und blieb todt auf dem Platze liegen. Nie habe ich in meinem Leben eine grössere Angst ausgestanden. Meine Schafe kamen mir ein andersmal bey ganz trockenem Wetter wider meinen Willen in einen Acker, auf welchem noch junger Klee stand. Ich trieb sie eilfertig weg, und bemerkte mit Bewunderung, daß die meisten Schafe öfters sehr hohe seltsame convulsivische Springe machten. Drey Stücke blieben mir todt liegen, die übrigen jagte ich eine ganze Stunde mit Hülfe eines Jungen im Brachfelde herum: dort und da legten sich einige nieder; ich rieß sie auf, und jagte so lange, bis sie zu springen aufhörten. Dieß will ich nicht zum Nachtheile des Kleebaues, sondern bloß zur Warnung für diejenigen gesagt haben, welche Liebhaber von Kleeweiden sind.

Sie haben dadurch, mein Herr! der Kultur das Wort gesprochen. Ich spreche der Kultur das Wort, so gut ich kann, denn sonst würde ich ja wider meine eigene Wirthschaft und wider mich selbst sprechen. Aber ich kann nicht begreifen, wie und wo ich in den Fragen, die ich nicht in meinem, sondern im

Na=

Namen des gemeinen Landvolkes aufwarf, der Kultur das Wort gesprochen hätte. Ich trat daselbst weder als ein Vertheidiger noch als ein Feind der Kultur, sondern nur als ein Zweifler auf; und ich werde die Zweifel oder die Fragen hoffentlich nicht so vorgetragen haben, daß ich mir selbst widersprach. Ich bitte also mir diesen Widerspruch zu zeigen.

Der Gegenstand der Kultur ist dieser ganz nicht, daß das Vieh bloß im Sommer über Vollauf zu fressen habe, hingegen den Winter hindurch mit dürrem Hechsel vorlieb nehmen solle. Dieser Satz ist vollkommen wahr. Auch mein Vieh hat im Winter gutes Futter. Aber wir befinden uns hier von dem wahren Gegenstande und Gesichtspunkte weit entfernet! Bleiben wir bey den Bauern, die auf schlechtem oder mittelmäßigen Boden, mit keinem oder wenigen Dünger, in die Brache bauen! Werden sie so viel Klee erzielen, daß ihr Vieh im Sommer und Winter davon vollauf zu fressen habe? Gesetzt, sie hätten im Sommer den nöthigen Klee, werden sie nicht immer, oder wenigstens viele Jahre, im Winter wieder den dürren Hechsel fressen müssen? Ist dieser Abstand für das Vieh nicht härter, als wenn es nie vollauf zu fressen gehabt hätte? Ich behauptete nicht, daß dieses überall und auch

auf

auf gutem Boden geschehen müsse: ich behauptete sogar nicht einmal, daß es auf schlechtem oder mittelmäßigen Boden geschehen werde, sondern fragte nur als ein Zweifler, und bat um die Auflösung meiner Frage. Hier bin ich so aufrichtig zu gestehen, daß ich diese Frage, ohngeachtet aller meiner Versuche und meiner bekannten Vorliebe für den Klee, zum Vortheile desselben, nicht aufzulösen vermag. Diese Auflösung wäre für mich unschäzbar; denn ich erhielte dadurch das Vergnügen, meine lieben Nachbarn glücklich zu machen. Wer sie auflösen will, mag es versuchen; ich will hier die Umstände anführen, die man bey der Auflösung derselben zu beobachten hätte. Meine Nachbarn haben mittelmäßigen aber entkräfteten Boden; sie bauen mit harter Mühe so viel Getreide, daß sie ihre Abgaben an Gelde, und den Getreiddienst entrichten, und anbey die Speise und den Saamen erobern. Der wenige Dünger, den sie haben, ist ihnen zum Getreidbau höchst nothwendig: sie können ihn nicht entbehren, oder sie können in folgenden Jahren ihre Schuldigkeiten nicht mehr abführen. Wenn ich ihnen auch mit meinem Kopfe Bürge stehen wollte, (das ich ihnen aber wahrlich nicht zu versprechen getraue) daß sie nach einigen Jahren ihr Gut verbessern würden: so könnten sie meinem Rathe

und

und Beyspiele nicht folgen. Die Abgaben haben ihre bestimmten Zeiten, und richten sich nicht nach der Verbesserungsprogression. Sie sind meistens ohne Geld, und das Stroh ist so wenig, daß es kaum hinlänglich ist, um die leeren Bäuche ihrer Pferde und Kühe voll zu stopfen. Zudem müsten sie sich sogleich Viehställe richten lassen; denn in den dermaligen niederen Löchern und Barracken müste das Stallvieh im Sommer verderben. Es möchte seyn, daß ihr Vieh auf einige Zeit ein besseres Futter bekäme; aber sie selbst würden vielleicht gar bald ohne Speise und Saamen oder auf der Gant seyn. Hier, bester Menschenfreund! ist guter Rath theuer. Des ohngeachtet thun sie, so viel sie können, und bauen dort und da kleine Flecken Klee in die Brache. Wie ungerecht sind also die beleidigenden Vorwürfe, die man diesen Leuten machte! Sie geben dieses alles zu, doch sagen sie nebenbey:

Doch gilt darum die Schlußfolge nicht: *ergo* kann die Kultur im Allgemeinen nicht statt haben. Ich habe diesen Schluß in meinem Leben nicht gemacht: Sie verfahren also in diesem Punkte mit mir etwas zu hart. Doch weil wir uns hier so vertraulich sprechen, so gestehe ich, daß ich in Versuchung komme, diesen Schluß zu machen. Ich sage also:

also: Bey dermaligen Umständen hat der Anbau der Brache im Allgemeinen nicht statt, oder muß nur langsam bewerkstelliget werden. Ob ich recht oder unrecht habe, muß sich dadurch entscheiden, ob es in Bayern mehrere Gegenden giebt, in welchen der Anbau der Brache sogleich wirksam und beträchtlich unternommen werden kann, oder ob nicht in den meisten Orten unüberwindliche Hindernisse, wenigstens dermals, entstehen. Von den meisten Gegenden des Oberlandes werden Sie wohl selbst glauben, daß sie einer solchen Kultur unfähig sind. Sie bekennen, daß sie mehr zur Schafzucht im Grossen anwendbar sind, ein Vorschlag, den der Verfasser der Gedanken über die Verbesserung der Landeskultur in Bayern in des Herrn Westenrieders Beyträgen I. B. schon vor zwey Jahren gemacht hat. Sie scheinen aber zu glauben, daß es mit dem Unterlande eine ganz andere Beschaffenheit habe. Wahr ist es, im Unterlande giebt es so herrlichen Boden, dergleichen man vielleicht in ganz Deutschland nicht antrift. Diese Gründe sind so gut, daß sie fast keines Düngers bedürfen, und man daher sehr vorsichtig seyn muß, daß man sie nicht überdünge. Solche Bauern haben nur sehr wenige Wiesen, und auch wenig Vieh; sie haben auch nicht viel nöthig, weil sie nicht viel Dünger brau-

brauchen. Sie haben einen so reichen Getreidbau, daß sich mancher Grundherr von einem einzigen Bauern 60, 80, gegen 100 Schäffel Getreide jährlich eindienen lässe. Auf solche Bauern, wie im sogenannten Dunkelboden, bey Biburg, Frontenhausen, Geiselhöring, und in einigen Dörfern bey Landshut sind, kann Bayern stolz seyn. Ich will es indessen dahin gestellt seyn lassen, ob diese Bauern, die ohnehin so reichen Boden und wenigen Dünger nöthig haben, und denen äusserst viel und fast alles am Getreidebau gelegen ist, viel oder wenig in die Brache bauen sollen, bis wir die Frage erörtern, ob der Anbau der Brache dem Getreidebau nicht hinderlich sey. Weiter ist zu bemerken, daß es im Unterlande schon viele Gegenden giebt, wo ohnehin schon dermals häufig in die Brache gebauet wird. Und endlich giebt es auch im Unterlande viele und grösse Gegenden, wo der Grund eben so schlecht, oder noch schlechter, als im Oberlande ist. Nicht gar fern von meiner Wirthschaft giebt es ganze Dörfer, die rothsandigen, gelben oder steinigten, magern Boden haben. Diese Unterthanen sind weit ärmer als jene im Oberlande, weil sie weit engeren Feldbau, auch keine oder nur sehr schlechte Weide besitzen, eben darum weit weniger Vieh halten, folglich auch wenigeren Dünger erzielen können. In der sogenannten

Haller-

Hallerthau giebt es meistens kalten, nassen, pech-leimigten (thonigten) Boden, der nicht ohne grossen Zwang und Anstrengung, und nur mit vielen Unkosten zum Anbaue der Brache tauglich gemacht werden kann. Dergleichen schlechte Gegenden giebt es noch die Menge unterhalb Landshut, in der Revier von Kellheim, von Maßing, Neumarkt, Abendsberg, Simburg, zu Maming, und in vielen andern Orten an der Isar bis gegen Dingelfing, und selbst in der Nachbarschaft des so hochgerühm . .i Dunkelbodens. Wenn man alle diese Gründe und Gegenden im Oberlande und Unterlande vom Anbaue der Brache ausnimmt: so ist es offenbar, daß der Anbau derselben nicht zur Regel, sondern zur Ausnahme von der Regel, gemacht werden müsse, besonders da es noch sehr zweifelhaft ist, ob auch auf gutem Boden der ganze Anbau der Brache nüzlich und rathsam sey. Sie setzen freylich darinn den höchsten Grad der Kultur: dieß kann ich aber, wenigstens in Ansehung des schweren fetten Bodens, der wenig gedünget, aber fleissig gepflüget und locker erhalten werden will, noch dermals nicht unbedingt zugeben, bis wir diesen Gegenstand in der Folge weiter erörtern. Nimmt man nicht blos auf die Natur des Bodens, sondern auch auf die Unvermögenheit einiger Unterthanen, die zwar

keine

keine schlechte, sondern mittelmäßige und anbey entkräftete Aecker besitzen, und auf andere Umstände und Hindernisse, besonders auf das kalte Clima von Bayern, die gehörige Rücksicht: wie klein wird alsdann das Völklein seyn, das mit Kraft und Ernst einen beträchtlichen Anbau der Brache unternehmen, und dabey ausharren kann? Es ist für mich selbst traurig, daß ich Ihnen diese Erinnerung machen muß, aber sie ist wahrhaft und gewissenhaft gemacht: Multi sunt vocati, sed pauci electi.

Ja, wenn die Meinung des Herrn Reichsfreyherrn von W * * zur Ausführung gebracht, und der Anbau der Brache auch auf schlechtem Boden bewerkstelliget, folglich die schlechte Beschaffenheit desselben durch grössern Viehstand und mehrere Düngung gebessert werden könnte: so wäre der Anbau der Brache ein himmlisches Geschenk, und Bayern könnte dadurch zum Paradiese gemacht werden. Da aber dieß nach Ihrer eigenen Meinung nicht wohl möglich ist, so wird sich am Ende das Resultat ergeben, daß der Anbau der Brache an denjenigen Orten, wo er die nüzlichsten Dienste leisten sollte, nicht ausgeführet werden kann, in andern aber die Ausführung zwar möglich, aber weit minder nüzlich sey, weil der Boden und der Getreidbau ohnehin in gutem Stande sind. Des ohngeach-

tet verdienet dieser Anbau alle mögliche Unterstüzung und Beförderung, nur mit dieser einzigen Einschränkung, daß dadurch der Getreidbau nichts zu leiden haben soll.

Man könnte zwar die 7te und 8te Frage noch besonders beantworten rc. Es wäre mir lieber gewesen, wenn Sie die ersten 6 Fragen, jede besonders, beantwortet hätten; denn solchenfalls würde dem Leser alles klar vor Augen liegen. Da Sie mir aber in der Hauptsache so viel einräumen, als ich verlange, so will ich mich mit einer allgemeinen Antwort begnügen, und Ihnen nicht weiter beschwerlich seyn. Will der Leser meine Fragen nachlesen, so wird er mit Ihnen und mit mir wohl zufrieden seyn können. Aber in Ansehung der 7ten und 8ten Frage kann ich mit Ihnen nicht ganz richtig werden, wenn ich hierüber nicht eine bestimmte und ordentliche Antwort erhalte. Diese Fragen scheinen Ihnen von unrichtigen Kultursbegriffen herzurühren; dort, wo Kultur steht, sagen Sie, und anwendbar wird, da muß nothwendig auch Nahrungsüberfluß und nicht Mangel bestehen: sohin greifen die gegebenen Fragen gegen solche nicht, und beweisen einsweilen nur, daß die Kultursprogression dem Herrn Fragensteller nicht zureichend bekannt seyn mögen. Ich meine, daß Sie

dieses

dieses Urtheil wenigstens stillschweigend widerrufen werden, nachdem Sie mich nun näher kennen, und überzeugt sind, daß Sie einen Mann vor Sich haben, der den Anbau der Brache, und die Haltung der Brache, schon seit so vielen Jahren praktizieret. Ich behaupte mit besserem Grunde, daß Sie hier den ganzen Gegenstand der gestellten Fragen verfehlet haben. Wo man schon seit einigen Jahren die Stallfütterung eingeführet, und die Kultur die erwünschten Progreßionen gemacht hat: da kann freylich kein Mangel an Futter seyn, und ein guter Wirth, besonders wenn er wohlhabend ist, für hinlänglichen Vorrath sorgen. Aber dieß ist ja der Fall nicht, worüber die Fragen gestellet wurden. Die Rede war nur von den Bauern, die die Stallfütterung und den Anbau der Brache erst beginnen. Ich fragte also billig, was sollen die Bauern füttern, bis der Klee Blumen machet, und zum Futter tauglich wird? Was sollen sie füttern, wenn die Aernte des Klees vorbey ist, der insgemein zugleich zeitig wird, und nicht lange auf dem Acker stehen bleiben darf, wenn er nicht verfallen, ein schlechtes Futter, und von Tag zu Tag weniger werden soll. Als ich vor 18 Jahren die Stallfütterung einführte, wußte ich ganz wohl, was ich zu thun hatte. Ich bestimmte 3000 fl. zu meinem

nem Unternehmen, kaufte einige Jahre viel Heu und Stroh, und hoffte auf die Progression der Kultur. Sie progredirte freylich, aber langsam, und die bestimmten 3000 fl. waren nicht hinreichend. Ich will es gelten lassen, daß ich diese Fragen wider Sie nicht stellen kann, weil Sie mir eingestehen, daß diese Kultur auf schlechtem Boden nicht anwendbar sey. Allein ich stellte sie nicht wider Sie, sondern wider den Reichsfreyherrn von W * * der die Brache durchgehends verwarf, und den Anbau desselben überall und ohne Unterschied des Bodens nicht nur möglich, sondern auch nüzlich zu seyn erklärte. Es thut mir leid, daß ich Ihnen diese sehr wesentliche Erinnerung machen muste.

Fortsetzung

der Erinnerung an den Verfasser der nähern Beantwortung jener von einem lateinischen Wirthe gestellten ökonomischen Fragen.

Ueber die neunte und zehnte Frage geben Sie mir, verehrungswürdiger Herr, gar keine Antwort. Sie bemerkten doch, daß ich sie nicht aus Büchern schrieb! Ich meine sogar, daß diese Fragen einen sehr wichtigen Grundsäz enthalten, der für jeden Oekonom bey dem Futterkräuterbau und bey der Landwirthschaft überhaupt

haupt sehr merkwürdig ist, damit man nicht zu sehr über die Schnur haue, und Progressionen erzwingen wolle, wo keine zu hoffen sind, oder damit man sich nicht fette Früchte von einer magern oder noch nicht genug gebesserten Erde verspreche, ein Fehler, den nicht nur ich im Anfange meiner Wirthschaft, sondern auch gelehrte Oekonomen, und selbst ökonomische Gesellschaften häufig begangen haben.

Oder bin ich vielleicht irriger Meinung? Ich wünsche, daß Sie mir diese Fragen bestätiget, verneinet, oder erkläret hätten. In jedem Falle würde mir ihr Urtheil sehr wichtig seyn. Der Herr Reichsfreyherr von W * * und der Herr Posthalter zu P. * die in ihren Ausführungen so rasch als in ihren Meinungen sind, würden diese Fragen schwerlich mit Grund beantworten können. Da Sie mir das, was ich wollte, in der Hauptsache eingestanden haben, so hatten Sie zwar nicht nöthig, sich über diese Fragen umständlich zu erklären; aber ihre Erklärung würde für den Herrn Reichsfreyherrn von W * * und den Herrn Posthalter oder für mich sehr lehrreich gewesen seyn.

Bey der eilften Frage sagen Sie: Nunmehr wird aber der Kultur selbst zu Leibe gegangen. Um Vergebung! dieß ist unrichtig. Ein Liebhaber der Kultur wie ich bin, wird

und kann der Kultur nie zu Leibe gehen. Dieß möchte allenfalls das Geschäfte eines Schlendrianisten seyn, wofür Sie mich hoffentlich nicht halten werden. Ich werde Sie nicht noch einmal erinnern müssen, daß ich die Anstände und Hindernisse der Kultur nur in der Absicht vorgetragen habe, damit sie widerlegt oder gehoben werden. Nebenbey hatte ich freylich auch die Absicht, zu verhindern, daß man das Kind nicht samt dem Bade ausschütte, weil ich wohl vorher sah, daß, wenn man unmögliche Dinge fodert, die Industrie nur verscheuchet, und selbst das Mögliche unterbleiben werde. Wenn der Landmann bemerket, daß der Plan oder die Ausführung nur in einem Punkte hinke oder übertrieben sey, so wird er, auch bey dem besten Willen, schüchtern und über das Ganze mißtrauisch.

Zugleich muß ich bemerken, daß derjenige, der ihrem Systeme, das Sie allgemein ausführen wollen, einigermassen entgegen ist, darum noch kein Feind der Kultur sey. Es giebt verschiedene Arten und Wege zu einer bessern Kultur zu gelangen, und in manchen Orten möchte wenigstens anfangs der Kleebau in Koppeln besser als der in die Brache seyn. Nach meiner Meinung sollte man auf die Verschiedenheit der Hindernisse, des Erdreichs, des Clima, und

des

des Vermögens der Unterthanen mehr als auf die genaue Befolgung eines vorgezeichneten Systems Rücksicht nehmen. Die Landwirthschaft läßt sich eben so wenig als die Handlung zu sehr einschränken, und mit Fesseln binden; und der Geist der Industrie würde eben darum ersticken, wenn überall ein einziges System, das unmöglich für alle Gegenstände passen kann, knechtisch befolget werden müste. Wäre nur einmal die Freyheit der Kultur so hergestellet, daß man in der Ausübung durch Obrigkeiten, Grundherren, Zehendherren und Nachbarn nicht gehindert werden könnte, so würde die Landwirthschaft in Bayern gar bald ein anderes Aussehen gewinnen; besonders wenn der fleißige Landmann auch durch billige Zehendfreyheiten oder sonst unterstützet würde. Es würde ein allgemeiner Wetteifer entstehen, und man würde auf verschiedenen Wegen dem Zwecke näher kommen. Man würde dort und da über ein kühnes oder sonderbares und glückliches Unternehmen, auf das selbst die Gelehrten nicht dachten, erstaunen, und selbst die Fehler einzelner Unterthanen würden lehrreich seyn, und manchmal durch eine geringe Wendung nuzbar gemacht werden können.

Bey nasser regnigter Sommerwitterung, als zur welchen der Klee schnell an-

 geht,

geht, sich hoch erwächset und tüchtig bestaudet, ist es ausser allem Zweifel, daß die miteingesäete Sommergerste hiebey zu leiden habe. Sie sind billig, und gestehen fast zu viel ein. Nach meiner Erfahrung schadet der Klee bey nasser Sommerwitterung der Gerste eben so viel nicht, wenn nur nicht auch die Aerndezeit naß ist. Ob übrigens der Klee im nassen Sommer so hoch, dick und schön wachse, wie Sie behaupten, ist eine Frage, die ich hier nicht erörtern will. Jeder praktischer Landwirth weis, daß diese Behauptung einer grossen Einschränkung bedarf.

Ich habe dergleichen Fruchtfelder mit eigenen Augen gesehen, wo bey annahender Aerndezeit fast nichts als Klee und wenig Gerste wahrzunehmen war. Ich habe dergleichen Fruchtfelder nicht nur gesehen, sondern auch selbst öfters gehabt. Ich muste aber diesen Schaden mehr mir selbsten als der Sommerwitterung beymessen. Da ich den Acker zu sehr gedünget hatte, so lagerte sich die Gerste bey schweren Regen; der Klee wuchs darüber hinaus, und es war mehr Klee als Gerste zu sehen. Ich glaube sicher, daß auch jenes Fruchtfeld, das Sie sahen, zu sehr gedünget, oder die Gerste gar zu häufig gesäet war. Denn wenn die Saat richtig geschah, und sich die Ger-

ſie nicht lagerte, ſo wäre mir unbegreiflich, warum Sie faſt nichts als Klee geſehen hatten. Bey einer regnigten Sommerwitterung wächſt zwar in einigen Gegenden der Klee beſſer; aber er wird die ordentlich gebaute Gerſte nie überwältigen; und dieſe wird immer mehr als der Klee in die Augen fallen.

Und dieß aus Urſache, daß die Gerſte, welche Schwere halber einzog, und ſich zu Boden neigte, unter dem Klee verſteckter ſtand. Wenn die Gerſte ſchon einzog und ſich neigte; ſo hätten Sie dieſelbe nicht ſtehen, ſondern gemähet oder geſchnitten liegen ſehen ſollen. Das Neigen und Einziehen der Gerſte iſt, wenn ſie keine Lagergerſte iſt, das gewiſſeſte Kennzeichen, daß ſie ſchon zu lange ſteht, oder daß ſie wenigſtens verlanget, ſogleich gemähet oder geſchnitten zu werden.

Unter dieſen Umſtänden iſt die Gerſte ſchwer zu gewinnen. Sie iſt ſchwer, das iſt, mit Mühe und Gefahr zu gewinnen; und eben dieß wollte ich durch die geſtellte Frage andeuten. Wenn aber trockene Aernde iſt, ſo gewinnet man ſie doch.

Fällt böſe Aerndezeit ein, ſo muß nothwendig vieles verderben. Dieß verſtehe ich ſo: die Gerſte, unter welcher der Klee ſchon einigermaſſen erwachſen iſt, verdirbt mehr und

eher bey einer schlechten Aerndezeit als eine andere Feldgerste, unter welche kein Klee gesäet worden ist.

Bey trockener Witterung hingegen hat es ganz nichts auf sich. Wenn der Acker zu sehr überdünget war, so lagert sich die Gerste dennoch insgemein. Denn auch im trockenen Sommer fällt manchmal und oft nur desto eher ein schwerer Regen, der das Lagern der zu fetten Gerste verursachet. Ich meine also, daß die Ueberdüngung und schwere Regen, ohne Unterschied, ob der Jahrgang überhaupts trocken oder naß sey, und die nasse Aerndezeit das Verderben der Kleegerste verursachen. Auch dieß ist gewiß, daß die Kleegerste immer grösseren Gefahren als andere Gerste unterworfen sey, und man sie manchmal nicht so gut als andere, in die Scheune bringen könne, weil sie wegen des Klees später dürr wird.

Bey trockener Witterung gedeihet die Gerste gleich viel, als ob kein Klee mit untergebauet wäre. Dieß wollte ich nicht eben so geradehin behaupten. Wenn nicht im Frühjahre und Sommer eine ausserordentliche Trockenheit herrschet; so wird der Klee doch einigermassen erwachsen und Blätter treiben. Dieß verursachet nach der allgemeinen Erfahrung der Oekonomen, daß solche Gerste etwas geringer, und

gelber

gelber oder röthlichter als die andere wird. Meine ordinaire Feldgerste hatte bey gleicher Witterung seit vielen Jahren noch immer den Vorzug vor der Kleegerste. Herrn Westenrieders Beyträge II. B. S. 397.

Bey trockener Witterung wird der Klee von der Gerste zum Theil verdrängt. An diesen Stellen, wo der Klee verdrängt wird, verbreitet sich das Unkraut, das dem bald darauf erfolgenden Winterbau schädlich wird. Dadurch widerleget sich ihr oben behaupteter Satz, daß der Klee die Aecker reinlicher erhalte als die Brache und Weide; denn die Witterung stehet nicht in unserer Macht.

Man kann und muß hieraus schliessen, daß Klee- und Gerstenbau sich zusammen nicht bestens vertrage; und dieses ist was ich eben nicht ganz widersprechen will. Ich stellte also meine eilfte Frage nicht ohne Grund.

Systematischem Kleebau nach aber haben beyde Produkte nicht nebeneinander oder zu gleicher Zeit im nämlichen Felde zu stehen. Sie reformiren hier die größten praktischen Oekonomen, die uns allenthalben lehren, daß wir den Klee vorzüglich unter die Gerste säen sollen. Wenn Sie was besseres wissen, so hätten Sie uns zuvor dazu den Unterricht geben sollen, ehe Sie uns zum Kleebau in die Brache

auf-

auffoderten. Darf ich wohl fragen, welche Frucht Sie für den Klee und für Bayern allgemein nüzlicher halten? Ich will nicht eigensinnig seyn, und ich bin auch nicht so thöricht zu glauben, daß ich immer das Bessere thue, oder daß ich in der Wirthschaft ausgelernet hätte. Ich habe unzählige Fehler gemacht, aber sie auch, so gut ich konnte, verbessert; und ich glaube ganz gerne, daß noch viele Fehler in mir stecken, die ich nicht kenne. Guter Rath ist mir allzeit willkommen, und für Sie, mein Herr, trage ich eine ganz sonderbare Hochachtung; und ich versichere zum Voraus, daß ich jeden Vorschlag, den Sie mir machen, wenigstens versuchen werde.

Gerste, die in ausgestürztes Kleefeld gebauet wird, wuchert besser als jede andere Frucht. Meine langwierige Erfahrung, bestätiget diesen Satz vollkommen. Es läßt sich aber dieß nicht von der Gerste allein, sondern von allen Sommerfrüchten behaupten.

Zur zwölften Frage: das öftere Pflügen und Eggen machet wenig zur Sache. Daß Sie doch das Pflügen und Eggen für nichts, oder nur für ein Weniges gelten lassen wollen! Jeder Bauer weis aus der beständigen Erfahrung, daß man weniger Getreid erhalte, wenn man den Acker anstatt vierfährig nur dreyfährig,

und

und noch weniger, wenn man ihn nur zweyfährig bestellet, und schlecht egget. Wer nur eine geringe praktische Kenntniß besitzet, erkennet schon vom blossen Ansehen, ob ein Acker zu wenig oder zu schlecht gepflüget oder geegget worden sey, und ob sich darauf eine gute oder schlechte Saat hoffen lasse. Der Acker wird insgemein von einer Fahrt zur andern, oder von einem Eggen zum andern, mürber, milder, lockerer und gartenmäßiger; er wird dadurch von den in der Luft enthaltenen Salzen und brennbaren Wesen geschwängert, der Sonne und dem günstigen Einfluß der Thaue mehr ausgesetzet, und verlieret seine kalte Eigenschaft, die allem Wachsthume, besonders auf schweren Boden sehr hinderlich ist. Es ist also offenbar, daß er dadurch zum Fruchttragen geschickter gemacht werde, so, wie der Gärtner mehrere Früchte hoffet, je mehr und besser er seinen Grund rajolirt. Es thut mir leid, daß wir über so allgemein bekannte Wahrheiten streiten sollen. Ich weis wohl, daß die meisten Theoretiker ihrer Meinung seyen: aber praktische Landwirthe und grosse Oekonomen denken ganz anders. Unter vielen andern berufe ich mich auf den berühmten systematischen Lehrer der Oekonomie, Herrn von Benekendorf: „das öftere Pflügen, sagt er in „seinen **zuverläßigen Nachrichten von wich-**
„tigen

„tigen Landes- und Wirthschaftsverbesse-
„rungen S. 509. und eine dem Acker von Zeit
„zu Zeit gegönnte Ruhe ist keine müßige Erfin-
„dung, sondern es hat solches in dem Wesen
„und der Natur des Ackers selbsten seinen Grund.
„Die in dem Erdreich befindliche Nahrungs-
„theile, und also auch die Misttheile selber,
„müssen von Luft und Sonne aufgelöset, und
„dadurch in die Pflanzen zu gehen, geschickt ge-
„macht werden. Wie aber ist dieses möglich,
„wenn der Acker alle Jahre besäet, und so bald
„eine Frucht abgebracht, wieder umgestürzet,
„und mit einer neuen Saat bestellet wird?"
Der verdienstvolle Medikus in der Rheinpfalz
sagt in den Vorlesungen der churpfälzisch-physi-
kalisch-ökonomischen Gesellschaft I. B. Mann-
heim 1785. S. 340. in seiner Abhandlung über
die Veredelung der Wolle, nachdem er die Fol-
gen, die aus dem Enthusiasmus für den Fut-
terkräuterbau und wider die Schafweiden in der
Pfalz entstanden sind, gezeiget hat: „Unsere
„staatswirthschaftlichen Oekonomien haben wahr-
„scheinlich zu früh gegen die Brache geeifert, und
„ihre Berechnung von dem Vortheile dieser auf-
„gehobenen Brache ist gewiß mehr idealischer
„Gewinn als wahrer Reichthum."

Selbst Herr Mayer, der so eifrig für die
Aufhebung der Brache streitet, gestehet, daß
die

die verschiedenen Umstände der Länder verschiedene Wirkungen hervorbringen, und daß es auch bey der besten Kultur noch immer Gegenden geben müsse, in welchen die Brache und Weide nicht aufgehoben werden können. Auszüge aus allen Theilen der landwirthschaftlichen Beyträge Johann Friedrich Mayers 8. S. 183.

Da so grosse Männer für die Meinung unsers Landvolkes streiten; so sollte man dieselbe nicht schlechterdings verwerfen; wenigstens die Bauern darum nicht für eigensinnige Dummköpfe erklären, wie es der Herr Reichsfreyherr von W* * und der Posthalter zu P. gethan haben. Wer mit solchen Anzüglichkeiten gegen den Ackersmann, der nach der Versicherung des Grafen Veri in den Betrachtungen über die Staatswirthschaft S. 146. der erste und natürlichste Patriot ist, aufgezogen kömmt, hat wahrlich keinen Beruf, ein Beförderer der Landkultur zu werden.

Ich habe wenigstens hierüber (über den Anbau der Winterfrucht auf den Kleeäckern) mehrfältige Erfahrungen eingeholet, und nicht ganz reussiren können; noch ist mir von andern Kultursfreunden bekannt, daß sie hierinnfalls glücklicher gewesen sind, als ich. Sie gestehen also laut und öffentlich, daß das Wintergetreide auf Kleeäckern schlecht anschla-

schlage! Wie können Sie nun bey dieser Beschaffenheit uns rathen, daß wir unsere Brachfelder allgemein mit Klee anbauen sollen? Wer unserm Vaterlande das Gedeihen des Wintergetreides nimmt, der ruiniret es ganz. Der Getreidbau ist die hauptsächlichste Quelle des Reichthums und der Bevölkerung des Staats; er ist selbst die Quelle aller Handlung, und die höchste Glückseligkeit der Menschheit. Bayern ist vermög seiner Lage vorzüglich dazu geeignet. Unsere Nachbarn können alle unsere Produkte entbehren; nur unser Getreide nicht. Dafür werden sie immer gern bezahlen. Leinwand, Hanf, Wolle, Salz, Vieh, Leder, Inschlitt u. d. g. sind in Hinsicht auf das Getreid, nur Kleinigkeiten. **Herrn Westenrieders Beyträge I. B. S. 197.**

Nach meinen vielfältigen Erfahrungen schlägt das Wintergetreid auf umgestürzten Kleeäckern, die nur ein- oder zweyjährig gepflüget werden, besonders auf schweren kalten Boden nie, oder nur sehr selten gut an. Weit besser verträgt es sich mit dem Kleebau auf schwarzen tiefen hitzigen Boden, der in Bayern sehr selten ist. Diese leidigen Erfahrungen überzeugen mich, daß ihr Futterkräuterbau in der Brache in Bayern nie allgemein eingeführet werden könne.

Weit

Weit anwendbarer für Bayern wäre der Vorschlag und das Beyspiel des Herrn Grafen von Herzberg, der sein Ackerland in vier Felder abtheilte, folglich nur den vierten Theil desselben jährlich brache liegen ließ; oder das Verfahren des Verfassers der Gedanken über die Verbesserung der Landkultur in Bayern, in Herrn Westenrieders Beyträgen I. B. S. 202. welcher seine Felder 4 Jahre nacheinander mit Getreid anbauet, und erst im fünften Jahre Brache hält. Auf solche Art gewönne man mehr Getreid und Stroh; oder man würde wenigstens daran nichts verlieren, wenn man in andern Aeckern desto mehr Futterkräuter bauete.

Anfänglich könnte jede Gemeinde heißt es daselbst S. 222. ermahnet oder aufgemuntert werden, entweder ihre drey Felder in vier abzutheilen, und nur das vierte brache liegen zu lassen, oder die drey Felder beyzubehalten, dagegen aber den vierten, dritten, oder nach und nach den halben Theil des Brachfeldes anzubauen, und mit der Weide zu verschonen. Man bauet ohnehin in den meisten Orten gerne weisse Rüben ins Brachfeld, und die Gemeinden verstehen sich schon dermals zusammen, daß sie zu diesem Ende einige beysammen liegende Aecker des Brachfeldes hiezu bestimmen und vor der Weide versichern. Es brauchet nur da, wo

die Bauern bereits angefangen haben, weitere Vorschritte zu machen, Ermunterung, und die Sache wird ganz gewiß einen guten Fortgang gewinnen, wenn man nur mit Geduld, Klugheit und Bescheidenheit verfährt, und nicht mit einmal zu viel fordert.

Die Einödden und der schwere fette Boden scheinen dem Verfasser S. 224. und 225. vorzüglich zur Stallfütterung und zu Aufhebung der Brache geschickt zu seyn. Wo gute fette Wiesen sind, ist die Stallfütterung am leichtesten zu bewirken, er bemerket aber S. 226. mit Recht, daß vor allem die Gemeinheit solcher Wiesen aufgehoben werden müsse: denn wer würde sein Vieh im Stalle füttern, und sein Recht an der Gemeinweide zurücklassen wollen?

Sie wollen nicht gestehen, daß es bey den Kleeäckern, die erst im Herbst zur Wintersaat gepflüget werden, am gehörigen Pflügen und Eggen fehle; aber Sie sagen doch: denn das Kleefeld leget ganze Wände um, die sich schwerlich beeggen lassen, sohin bleibt das Feld schrollicht, und kann nicht mehr feinartig gemacht werden. Was heißt aber dieß anders, als daß der Kleeacker im Herbste nicht mehr gehörig gepflüget und geegget werden könne?

Indes-

Indessen halten Sie doch das Umstürzen des Kleeackers um Michaelis zur Wintersaat noch für besser, als wenn es schon vor Jakobi geschieht, und hernach noch zweymal gepflüget wird. Diese Meinung ist wider alle Erfahrungen, wider alle praktischen Landwirthe, wider den berühmten Oekonom den Amtsrath Riem, wider alle gelehrte und ungelehrte Oekonomen und selbst wider die natürlichsten Grundsätze der Physik, nach welchen die Wärme zur Fäulniß des Ackers sehr viel beyträgt. Die Sonne kann im Sommer mehr eindringen, und der Boden verliert durch die Abwechselung der Sonnenhitze mit warmen Regen, sehr viel von seiner kalten Eigenschaft. Jeder Oekonom wünschet seine Kleeäcker schon vor oder um Jakobi umstürzen zu können. Ich habe es selbst mit gutem Erfolge versuchet: allein man erhält auf solche Art nur eine einzige Kleeärnde, und diese gewähret zu wenig Futter, und vergütet den Kleesaamen, die Mühe und Arbeit, und den Entgang der Brachweide nicht.

Das Unterpflügen des Klees vor Jakobi, sagen Sie, wird dem Viehe äusserst lästig. Das Pflügen des Klees muß nach einem Regen geschehen. Dadurch fällt die grosse Beschwerlichkeit weg; oder sie ist im Sommer wenigstens nicht grösser als im Herbste.

Sie geben eine ganz wunderbare Ursache an, warum das Umstürzen des Klees vor Jakobi, so schädlich seyn soll. Da der Klee, sagen Sie, das Feld zu stark trocknet, als läßt sich dieser Abgang an Feuchtigkeit durch nichts mehr, selbst durch die Begailung nicht, zureichend ersetzen: und darinn glaube ich, die physische Ursache des mindern Gedeihens aufsuchen und festsetzen zu können. Wie leicht ist es für Gelehrte, physische Gründe und Ursachen anzugeben, wenn sie einmal für eine Meinung eingenommen sind! Sind denn die Kleeäcker, die die meiste Zeit durch den Klee beschattet werden, trockener als die Brachäcker, die den ganzen Sommer hindurch der heissen Sonne bloß gestellet sind? Wenn nun die Trokenheit auf Brachäckern dem Wintergetreide nicht hinderlich ist, warum sollte sie auf den Kleeäckern so schädlich seyn? Diese Trockenheit ist auf allem nassen schweren oder kalten Boden, der der meiste in Bayern ist, vielmehr die hauptsächlichste Ursache des Gedeihens des Wintergetreides. Oder soll sich diese Trockenheit bey den schon vor Jakobi umgestürzten Kleeäckern durch das öftere Regnen im Sommer und Herbste nicht mehr heben lassen? Wie kann diese Trockenheit so schädlich seyn, da sie doch nach ihrem eigenen Geständniß der Kleeäcker mürb und wohlbauig

bauig machet? Bis Sie mir alle diese Fragen und Zweifel beantworten, kann ich das, was Sie bloß sagen, nicht für eine physische Ursache des mindern Gedeihens gelten lassen; sondern bleibe bey der allgemeinen Meinung, daß der Acker durch diese Trockenheit und abwechselnde Regnen zum Getreidbau mächtig gebessert werde, weil dadurch die wohlthätige Gährung und Fäulniß entsteht. Meine zwölfte Frage ist eben eine mörderische Frage, die Sie nicht im geringsten beantwortet haben, und die ich ebenfalls, ohngeachtet meiner vielfältigen Versuche, und meiner grossen Vorliebe für den Kleebau, nicht vollständig beantworten kann.

Dieß hat mich bewogen, mein Kleefeld erst nach Michaelis auszustürzen und folgendes Jahr mit Sommerfrüchten zu bestellen. Da nach ihrer Meinung bey den um Michaelis umgestürzten Kleeäckern die Trokenheit nicht mehr schädlich seyn kann, warum bauen Sie kein Wintergetreide, sondern Sommerfrüchte? Warum schlägt selbst nach ihrer Meinung nur der Sommerbau gut an, und der Winterbau nicht? Ohne die Trockenheit des Sommers zu beschuldigen, liegt uns die Ursache vor den Augen. Der Pflug leget (bey den im Herbst umgestürzten Kleeäckern) wie Sie selbst sagen, ganze Wände um, die sich nicht beeggen

 las-

lassen; das Feld ist schrollicht, und kann nicht feinbauig gemacht werden, das ist, es fehlet am öftern Pflügen und Eggen und an der Lockernheit des Bodens, der in seinem wilden Zustande nicht urbar genug ist, um die Wintersaat gehörig zu ernähren. Dagegen der eintretende Winter den umgestürzten Boden durch Frost zerreißt, der im Frühjahre noch zweymal gepflüget und geegget wird; und dieß ist die wahre Ursache, warum nur die Sommerfrucht auf schweren Kleeäckern gedeihen kann, die Winterfrucht aber insgemein fehl schlägt, ausser es werden die Kleeäcker schon um Jakobi, und hernach noch ein- und andersmal gepflüget, geegget, und mürbe gemacht.

Daß die untergepflügte Kleewurzel einen Begailungszusatz liefere, hieran läßt sich mit Vernunft nicht zweifeln. Alle Wurzeln und Stoppeln düngen einigermassen den Boden: darum muß man aber nicht behaupten, daß der Klee für sich die Aecker verbessere oder dünge. Er thut dieß so wenig als andere Früchte. Die Erfahrung zeiget vielmehr, daß die fetten und geilen Früchte die Aecker nur desto mehr aussaugen. Das Sommergetreide schlägt in Kleeäckern freilich gut an: die Ursache davon ist aber nicht der Klee, sondern die starke Düngung vor dem Kleebau, die noch einigermassen

im

im Boden stecket, oder die natürliche Fettigkeit des Bodens, auf welchem das Getreid auch ohne Klee gut zu wachsen pflegt. Herrn Westenrieders Beyträge II. B. S. 385-399.

Indessen ist doch gewiß, daß der Klee durch seine häufigen Wurzeln, die weit tiefer als jene des Getreides eindringen, den schweren Boden locker machen. Allein Lockermachung ist keine Düngung. Jene machet den Boden geschickt, um Früchte zu tragen: diese ertheilet ihm nebenbey ölichte und salzigte Theile, die der wahre Grundstof der Fruchtbarkeit sind. Aus diesem läßt sich leicht erklären, warum der zum Kleebau wohlgedüngte schwere Boden, der hernach durch die Kleewurzeln locker gemacht wird, ein oder anders Jahr gute Getreidfrüchte trage, ohne daraus den Schluß zu ziehen, daß der Klee selbst ein Dünger sey.

Auf die dreyzehnte Frage behaupten Sie, daß bey der Stallfütterung der Zuwachs an Dünger 2 Drittel betrage, oder daß man anstatt 6. wenigstens 10. Fuder erobere.

Ist dieß ihr wahrer Ernst? In den 6. oder 7. Wintermonaten ist die Quantität des Düngers gleich: man erhält also von einer Kuhe, wenn häufig eingestreuet wird, beyläufig monatlich 1. folglich in den Wintermonaten 6. oder 7. Fuder Mist.

 In

In den Sommermonaten bleibt die Weidekuhe Nachts im Stalle wie die Stallkuhe. Dieß geschieht auch Mittags wenigstens 2 Stunden lang. Man erhält also auch im Sommer mehr als die Hälfte Düngers, den man von einer Stallkuhe hoffen kann. Wenn man nebenbey betrachtet, daß auch die Stallkühe nicht den ganzen Tag im Stalle stehen, sondern zur Tränkung gehen, und eine Bewegung machen, und nach dem Rath der berühmtesten Vieharzte als des Herrn Wolstein, Judmann u. d. g. auch weiden sollen (womit aber meine Erfahrung nicht übereinstimmet) daß selbst die Weidekühe bey dem Thaue, langwierigen Regen, und grosser Sonnenhitze im Stalle behalten werden müssen: so zeiget sich klar, daß von einer Stallkuhe das ganze Jahr hindurch bey gleicher Einstreue kaum um 2. Fuder mehr Dünger erhalten werde: und selbst jene 2. Fuder, die die Weidekuhe weniger im Stalle abwirft, sind nicht ganz verloren, sondern kommen doch einigermassen dem Brachfelde zu Nutzen.

Ich will es aber gelten lassen, daß der Bauer von einer Stallkuhe um 4. Fuder mehr Dünger erhalte als von einer Weidekuhe, und frage also weiter: Sind diese 4. Fuder hinlänglich, um im folgenden Jahre um so viel mehrere Futterkräuter zu erhalten, daß damit diese Kuhe den gan-

ganzen Sommer, und, nach ihrer Behauptung auch den ganzen Winter hindurch vollauf zu fressen habe? Ist diese Mehrung an Futter auf geringen leichten, sandigen, oder auf schwerem kalten Boden zu erwarten? Die Beantwortung dieser Frage wird Ihnen schwer auf dem Herzen liegen, und sie ist nebenbey von der äussersten Wichtigkeit. Wenn die Mehrung des Düngers, den man durch die Stallfütterung erhält, nicht so groß ist, daß damit so viel Futter erzielet werden kann, als zur jährlichen Fütterung des Viehes nöthig ist: so ist und bleibt die so hochgerühmte Progression ein Blendwerk. Der Bauer würde einsehen, daß die geringe Vermehrung des Düngers, die er der Stallfütterung zu danken hat, zum nöthigen Futterbau nicht hinreichend sey; und daß er also auf seine Getreidfelder immer weniger Dünger fahren könne; folglich sich der Getreidbau nicht nur verbessere, sondern verschlimmern müsse. Herrn Westenrieders Beyträge II. B. S. 394. 401. III. B. S. 248. 249.

Man würde also der Meinung des Herrn von Benekendorf und anderer berühmter Oekonomen beytreten müssen, die einer guten Weide den Vorzug vor der Stallfütterung einräumen, und diese nur als ein Nothmittel für solche Gegenden ansehen, wo keine gute Weide zu haben ist.

Auf die 14te Frage gestehen Sie, daß der Zuwachs des Düngers, den man durch die Stallfütterung erhält, bey weitem nicht hinreiche, um damit so viel Klee zu bauen, als im folgenden Jahre zur Fütterung des Stallviehes erforderlich ist.

Dieses Geständniß ist niederschlagend. Glücklicherweise haben Sie zu viel eingestanden; denn auf gutem Boden läßt sich durch den mittelst der Stallfütterung vermehrten Dünger gar wohl so viel Klee erzielen, als zur Fütterung des Viehes für künftiges Jahr erforderlich ist.

Es ist aber dieses, sagen Sie, nicht nothwendig, und der Kleebau darf kein Mehrers gewähren, als daß mit der Zunahme desselben auch der Begailungsstand proportionirlich zunehme. Mit der Zunahme der Begailung oder Vermehrung des Düngers kann ein kluger Landwirth nicht zufrieden seyn, wenn sie nicht in so weit und in der Maaß zunimmt, daß er damit das nöthige Futter für sein Stallvieh erobern kann. Gesetzt ein Anfänger der neuen Kultur erhielte von 4. Stallkühen 12. oder wohl gar 16. Fuder mehr Dünger als von 4. Weidekühen. Wenn nun diese 12. oder 16. Fuder nicht hinlänglich sind, um damit im folgenden Jahre so viel Klee zu bauen als zum Unterhalt der 4. Stallkühe erfoderlich ist; und wenn

er

er also noch 16. andere Fuder Mist zum Kleebaue verwenden muß, so entgeht dieser Dünger nothwendig dem Getreidbaue. Im folgenden Jahre gieng es wieder so. — Wo bliebe alsdenn die hochgerühmte Progression? Wie kann ein Bauer ohne Geld so lange ausharren, bis diese Progression erfolget, wenn er nur magern oder entkräfteten Boden hat? Will man viel Klee bauen und dünget nur wenig: so erhält man magern schlechten Klee, der die Arbeit, die Unkosten, und den Entgang der Brachweide nicht vergütet; und bey einer ungünstigen Witterung kann er gar leicht so sehr mißrathen, daß man am nöthigen Futter im Sommer und Winter Mangel hätte, oder allenfalls kaum gemähet werden könnte. Man muß also, besonders auf magern Boden, sehr stark düngen, folglich den meisten und besten Dünger auf den zum Kleebaue bestimmten Acker fahren. Der durch die Stallfütterung eroberte Zuwachs an Dünger ist dazu bey weitem nicht hinlänglich, und es ist fünf- oder sechsmal mehr erforderlich. Der Getreidbau muß also dabey nothwendig Schaden leiden, ein Schaden, der den unvermöglichen Bauern in wenigen Jahren völlig zu Grunde richten kann. Es thut mir leid, daß meine vieljährige Erfahrung Ihrer Meinung so sehr entgegen ist.

Auf die 15te Frage behaupten Sie, daß man von einer Stallkuhe um 25 fl. mehr als von einer Weidekuhe jährlich gewinne. Sie machen mich zum reichen Manne! Nach Ihrer Meinung erhielte ich von meinen 24 Stallkühen jährlich um 600 fl. mehr als von 24 Weidekühen. Sollten sich nicht alle Herren Städter Bauerngüter kaufen, um mit Muße und Vergnügen reich zu werden, und

Nunc veterum libris, nunc somno, et inertibus horis
Ducere sollicitae jucunda oblivia vitae.

Wie groß wird nebenbey der Gewinn beym Getreid- Reps- Toback- und Erdäpfelbau seyn!

O noctes coenaeque Deûm!

Sie gehen noch weiter, und berechnen den jährlichen reinen Gewinnst von 4 Stallkühen auf 203 fl. Gemäß dieser Rechnung gewönne ich von meinen 24 Stallkühen jährlich 1218 fl. Sie überhäufen mich mit Reichthümern!

Nebenbey muß ich noch erinnern, daß Sie einige Einnahmsposten sehr mäßig und zu gering angesetzet haben. Den Kaufschilling für eine Stallkuhe berechnen Sie nur auf 48, und für ein Kalb auf 7 fl. Dieß machet mir keinen vortheilhaften Begriff von ihrem Stallviehe.

Ich

Ich verkaufe meine Kühe und selbst die drey- oder vierjährigen Kälber zu 90 und 100 fl. und meine Kälber zu 12. 15. 16 und 17 fl. und dennoch erhalte ich bey weitem ihren so hoch berechneten Gewinn nicht; und gestehe aufrichtig, daß ich mich mit dem dritten oder vierten Theil desselben glücklich preisen würde. Wie weit unterscheidet sich ihre Berechnung von jener des ernannten Herrn Pastors Majer, der den jährlichen Gewinn von Einer Kuhe auf 5 fl. berechnet! S. 194.

Sie bringen die Milch und die Kälber in die Einnahme, vergaßen aber der Kost und des Lohns der Dienstboten, der Gebäude, des Saamens, der Hausgeräthe, der Streue und vieler anderer Ausgaben, Arbeiten, und Unglücksfälle. Den Gewinnst von 4 mageren schlechten Weidekühen berechnen Sie auf jährliche 72 fl. Auch diese Berechnung ist viel zu hoch. Könnte ich mit Weidekühen so viel gewinnen, so wollte ich auf die Stallfütterung gerne Verzicht thun. Jeder kluge praktische Landwirth würde zufrieden seyn, wenn er jährlich von 4 Stallkühen 72 fl. zum reinen Gewinn erhielte.

Es kömmt also bey der Frage, ob man das Vieh weiden, oder im Stalle füttern solle, haupt-

hauptsächlich auf die Beschaffenheit des Bodens, und nebenbey auch auf das Vermögen des Bauers, auf die Unterstützung des Staats und auf vorgehende Beseitigung der Hindernisse an. Und so ist es nicht blos in Bayern, sondern auch in andern Ländern, selbst in England. Man führe diese Sprache (von Aufhebung der Brache) sagt Arthur Young, gegen einen Pächter von Bukinghamshire; und er wird uns als Theoretiker verlachen. Man erzähle es einem Pächter zu Kentish: und er lächelt daß man erzählet, was er schon seit Jahrhundert in Ausübung gebracht. Youngs Annalen des Ackerbaues, aus dem Englischen übersetzt von D. Samuel Hahnemann, Leipzig 1790.

Der Futtererwerb ist so verschieden, daß ein Grund von gleicher Grösse drey- und viermal mehr Vieh ernähren kann als ein anderer. Darinn stecket die Ursache, warum man in einigen Orten so grosse Brachen halten muß. Dazu kömmt noch die Wirkung des Düngers. In gutem Boden brauchet man in 12 Jahren nicht so viel Dünger als in einem schlechten in drey Jahren, und erhält doch mehrere und bessere Früchte. Die Stallfütterung ist ein Gegenstand bey der Landwirthschaft, der sich unter

gleichen

gleichen Umständen von einem Dorfe bis zum andern nicht verbreiten läßt. Die Ungelegenheit des Stalles, Hofes, weit entlegene Felder, die das Herbeyschaffen des Futters erschweren, der Mangel an Gesinde, das Unvermögen, solches unterhalten zu können, das Bedürfniß nöthiger Einstreu, die Unzertrennlichkeit der Bauergüter, das Weiden der Nachbarn, und die Gleichgültigkeit der Richter haben grossen Bezug auf die Stallfütterung, und sind vermögend, ein sonst vortheilhaftes Unternehmen zu vereiteln. Freylich sind diese Hindernisse nicht unüberwindlich: aber der Bauer kann sie selten für sich allein überwinden, wenn ihm nicht vorher von obenherab die Hand geboten, und der Weg zur Kultur erleichtert wird. Am allerwenigsten läßt sich eine einzige und bestimmte Art der Kultur, wie der Anbau des Klees in der Brache ist, für jedermann oder allgemein vorschreiben. Hätte ich im Anfange meiner Wirthschaft nach diesem vorgezeichneten Systeme kultiviren müssen; so wäre ich wahrscheinlich nie zum Zwecke gekommen. Bey meinem entkräfteten Feldbaue muste ich die besseren Aecker verzäunen, und den Klee in Koppeln bauen, das ist, denselben zwey Jahre nacheinander benutzen, sohin anfänglich den Getreidbau sehr empfindlich vermindern, um nur einigermassen zu einem Vorrath an Futter

zu

zu gelangen. Andere befinden sich vielleicht in andern Umständen. Jeder wird am besten wissen, wie er sich helfen kann: er helfe sich, ohne sich an ein allgemeines System zu halten.

Bey der Beantwortung der 16ten Frage behaupten Sie: der Kleesaamen wird selbst gezogen, darf also nur bey erster Einsaat zur Ausgabe gestellet werden. Ein kluger Oekonom erzielet sich zwar seinen Kleesaamen selbst; es läßt sich aber darum nicht behaupten, daß er nur im ersten Jahre eine Ausgabe verursache. Diese Erzielung ist für einen Anfänger in den ersten Jahren sehr beschwerlich und kostbar. Man verliert dadurch am Futter, welches in den ersten Jahren ohnehin mangelt, und nebenbey pflegt der Kleesaamen den Boden auszusaugen, der Anfangs ohnehin insgemein schlecht ist.

Stroh zum Streuen liegt aus eigener Eroberung vor. Es ist unstreitig, daß man wenigstens in den ersten Jahren weniger Stroh erhalte, weil ein beträchtlicher Theil des Ackerfeldes zum Kleebau verwendet werden muß, und daß man anbey zur Stallfütterung mehr Stroh als vorhin, brauche.

Der

Der Kauf des Strohes erfordert viele Jahre grosse Ausgaben, Ausgaben, deren ich nach einer achtzehnjährigen Stallfütterung noch nicht los werden kann. Es gehören erstaunliche Unkosten, und eine lange Reihe von Jahren dazu, um so viele Futterkräuter zu bauen, daß alles Vieh das ganze Jahr hindurch Vollauf zu fressen hat, und daß man nebenbey so viel Getreid baue, um genug Stroh zu haben. Nur diejenigen, die mit mir Erfahrungen gemacht haben, können diese Wahrheit einsehen. Diese Glückseligkeit ist für Bauern, die nicht einen besonders guten Boden, oder viel Geld im Voraus besitzen, nie, oder nur selten zu hoffen.

Von Verzäunung der Kleeäcker kann bey allgemein oder gar systematisch greifender Kultursart keine Rede seyn. Hier supponiren Sie zum Voraus, was noch in der Frage ist. Sie müssen zuvor beweisen, daß ganze Dörfer den Kleebau mit einmal allgemein machen können. Dazu gehöret nicht blos ein guter Willen, sondern auch ein wenigstens mittelmäßiger Boden, durchgehends wohlhabende Unterthanen, eine höhere Unterstützung und Anordnung, und eine eifrige und zweckmäßige Mitwirkung aller Beamten. Alles dieses hängt

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

nicht blos von Bauern, vielweniger nur von einzelnen Mitgliedern der Gemeinden ab.

Dermals müssen also die Zäune noch bleiben, die dem Eigenthümer und den Nachbarn Schaden und Beschwerlichkeit, und so grosse Unkosten verursachen, daß man dadurch allein vom Kleebau abgeschrecket werden muß. Siehe des Herrn Westenrieders Beyträge zur vaterländischen Historie ꝛc. I. Band S. 216. III. B. S. 253. Die Zäune haben dermals unter den Beamten noch viele mächtige Gönner, weil sie die Quelle vieler Sporteln sind.

Durch den Anbau der Brache zerfallen die Arbeiten in schicklichere Jahrszeiten, drängen sich nicht zur ungelegenen Zeit an ꝛc. Dieß ist mir und jedem praktischen Oekonom ganz unbegreiflich. Das Düngen, Pflügen und Eggen ist nie besser und gelegener als im Sommer von Georgi bis Jakobi. Wenn alle Felder angebauet sind, so muß zu dieser Zeit der Düngerwagen, der Pflug, und die Egge ruhen, und der Bauer hat mit seinen Dienstboten auf dem Felde gar keine Arbeit. Dagegen hat man im Herbst und im Frühjahre fast doppelt mehr Arbeit als beym Brachehalten. Jeder Bauer sieht diese Widersprüche ein; er

wird

wird dadurch mißtrauisch, und vom Kleebaue in die Brache nur desto mehr abgeschrecket.

Was hier weiter und bey Beantwortung der 17ten Frage vorkömmt, ist schon oben erörtert worden. Ich bemerke hier nur noch das Geständniß des Herrn Beantworters, daß sich der Flachs und Hanfbau mit der systematischen Kultursbestellung nicht vertrage. Dieses Geständniß ist wieder sehr niederschlagend. Hanf und Flachs sind in Bayern zur eigenen Consumtion, und zur Handlung, und für verschiedene Gewerbe sehr nothwendig und einträglich, und für verschiedene Gegenden am Gebirge und im Walde der beste Nahrungszweig vieler tausend Unterthanen; und überhaupt überall sehr nüzlich, wo das Clima etwas kalt, und die Luft durch die nahe liegende Berge und häufige Ausdünstungen immer feucht erhalten wird. Oben habe ich auch gezeiget, daß diese sogenannte neue Kultur auch dem Anbaue des Wintergetreides hinderlich und schädlich ist. Ein unbefangener Leser und praktischer Landwirth, wird daraus ganz leicht die Schlußfolge abstrahiren, daß diese Kultur, die sich mit dem Hanf, Flachs und Wintergetreide nicht verträgt, in Bayern nicht, wenigstens nicht allgemein anwendbar sey, wenn man nicht die größten

 und

und mächtigsten Nahrungszweige untergraben will.

Fast hätte ich einen unüberlegten Wunsch gemacht!

Es ist also schon geendiget und nicht vollbracht das grosse Schauspiel, das Sie vor den Augen Deutschlands aufzuführen dachten! geendiget und nicht vollbracht, das menschenfreundliche und kühne Unternehmen, in Bayern den Anbau der Brache allgemein zu bewerkstelligen! Sie scheinen bey ihrer besten Absicht zu vielen Muth, und zu viele Zaghaftigkeit zu haben: fortis vero animi et constantis est non perturbari in rebus asperis. Cic. de off. L. I.

Mußten Sie Sich nicht schon zum Voraus vorstellen, daß eine so mächtige allgemeine Erschütterung dort und da Bedenken und Anstände erregen werde? Wußten Sie nicht die Gährungen die in Sachsen entstunden, als der Herr von Schubart zu Kleefeld sein Kultursystem, das mit dem Ihrigen viele Aehnlichkeit hat, allgemein ausführen wollte?

Ueber keinen Gegenstand sind die Meinungen so verschieden, als über die Kultur; aber auch

auch die Umstände und Hindernisse sind nirgends so verschieden, als bey der Kultur. Was in einem Orte die besten Wirkungen machet, wirket in einem andern gerade das Gegentheil, selbst alsdann, wenn man Ursache hat zu glauben, daß das Erdreich wenig oder gar nicht verschieden sey. Wenn die Früchte auch wirklich gleich gut wachsen, so kann doch der Anbau an einem Orte nicht so vortheilhaft als am andern seyn, weil es wegen der Lage des Orts und der benachbarten Länder am Absatze mangelt.

Die Kultur hat nochmal zu viele — zu mächtige — Feinde. Ist es möglich, daß die Kultur Feinde haben soll? Kann es viele so böse Menschen geben, die das Glück der Menschheit und ihres Vaterlandes hassen? Dieß habe ich nimmermehr geglaubet, und werde es auch, verzeihen Sie mir, nie glauben. Die Feinde, von denen Sie zurückgeschrecket werden, sind nicht Feinde der Kultur, sondern nur der Kulturart, die Sie in Bayern zu rasch und zu allgemein einführen wollen. Diese Feinde sind nicht so böse, daß Sie darum in Ihrem und im Namen aller Redlichgesinnten der Kultur gute Nacht sagen sollten. Ist es denn schon so gewiß und ausgemacht, daß wir allgemein nach Ihrem Plane kultiviren müssen, und widri-

genfalls nicht kultiviren können? Die Natur ist nicht einförmig in ihren Gängen, und es giebt vielerley Wege und Arten zur Verbesserung. Sie sehen den allgemeinen Anbau der Brache für den höchsten Grad der Kultur an. Gesetzt, daß er es wäre: folget daraus, daß wir gleich anfangs den höchsten Grad so allgemein einschlagen sollen oder können? Sollten Sie nicht vielmehr denken, daß man Ihrer Kulturart auf allen schlechten und mittelmäßigen entkräfteten Boden wenigstens im Allgemeinen, schon zum Voraus, und eben darum entsagen müsse, weil diese Art der höchste Grad der Kultur ist, und daß also diese Kultur nie allgemein bewerkstelliget werden könne? Die Natur gefällt sich in ihren Mannigfaltigkeiten; sie schuf vielerley Erdarten, die sowohl in sich selbst, als auch wegen ihrer Lage und des Clima in unendlichen Nüancen voneinander abweichen. So verschieden die Erde, die Lage und das Clima, manchmal in einem kleinen Bezirke sind, eben so verschieden sind die Kulturarten und ihre Erzeugnisse an Güte und Menge. Diese Mannichfaltigkeit ist die größte Schönheit der Natur, und dadurch knüpfet sie das Band der Nationen und des gesellschaftlichen Lebens:

Con-

Continuo has leges, aeternaque foedera certis
Imposuit natura locis —
Virgil. Georg. l. I.

Die Völker die durch Flüße bis an, oder über das Meer handeln können, wissen am besten, welche Produkte für sie die schicklichsten und vortheilhaftesten sind. Bayern ist bestimmt, die benachbarten Gebirgländer mit Getreide zu versehen; und dabey hat es eine unversiegliche Quelle des Absatzes und Reichthumes. Es scheinet mir also widernatürlich zu seyn, daß der Anbau der Brache, ihrem Ausdrucke gemäß, in Bayern allgemein eingeführet werden könne, und daß bey uns alle Produkte als Reps, Grapp, Toback, Erdbirnen, ohne Unterschied der Lage und des Clima, mit gleichem Vortheile wie in jedem andern Lande, und auf einerley Art erzeuget und verhandelt werden können.

Ventos et varium coeli praediscere morem
Cura sit, et patrios cultusque habitusque locorum,
Et quid quaeque ferat regio, et quid quaeque recuset.
Virgil. c. l.

Die Rheinländer, und besonders die Pfälzer haben in ihrer Heimat ohne Zweifel die beste Kulturart; wenn man aber eben diese Kultur in kältern Ländern anwenden wollte; so würde sie manchmal gar sehr mißlingen. Wir haben ein auffallendes Beyspiel an den preussischen Kolonien. Ich will den Herrn von Benekendorf in seinen Berliner Beyträgen IV. Band S. 11. selbst reden lassen: Nicht allein die Sachsen sondern auch die Mecklenburger und Pohlen gehören zu denjenigen Fremden, die sich für unsere Gegenden wo die Hauptsache der Landwirthschaften in dem Ackerbaue und der Viehzucht bestehet, am besten schicken. Die schlechtesten Colonisten in unsern Gegenden sind sonder Zweifel die Pfälzer. Sie sind nicht allein zur Trägheit und Müßiggang geneigt, sondern es ist auch die Art des Landes, so sie verlassen haben, der unsrigen nicht anpassend. Nur eigentlich der Wein- und Gartenbau ist es, wovon sie einige Kenntniß haben.

Die Erfahrung zeiget zwar, und wir wissen es längst, ehe Sie es uns gesagt haben, daß in Bayern der Klee wie in vielen andern Ländern gebauet werde. Aber warum muß es denn nur ihre Art seyn, die wir gleich Anfangs bey dem Kleebaue allgemein annehmen sollen? Die-

se

se Art setzet einen guten Boden, oder wenigstens vielen Vorrath an Dünger und Futterey, oder an Geld voraus: läßt sich dieß in Bayern allgemein voraussetzen?

Sie sagen, daß wir keine Zäune und Weide mehr haben sollen. Ich setze, daß dieses nicht nur nüzlich, sondern auch so allgemein als Sie glauben, möglich sey: hätten Sie uns nicht zum Voraus einen öffentlichen Unterricht geben, den Nutzen und die Möglichkeit beweisen, und die Art wie wir es angehen sollten, vorläufig genau zeigen sollen; besonders da Sie sogar behaupten, daß ihr Anbau bey uns unbekannt sey? Sie konnten wahrlich nicht verlangen, daß wir auf ihr einziges Wort insgesamt auf unsern Willen und Verstand, und auf unsere Erfahrungen Verzicht thun, und wie Blinde folgen sollen. Sie verwerfen die Brache und das Weiden: aber der in ganz Deutschland hochgepriesene Oekonom Herr von Benekendorf und der Herr Graf von Herzberg zu Berlin, der sein Gut Britz 36 Jahre selbst verwaltete, und viele andere grosse Oekonomen behaupten gerade das Gegentheil. Soll die Meinung dieser grossen Männer nicht wenigstens so viel Gewicht haben, daß wir ihren Satz bezweifeln, oder einen Beweis und Unterricht

verlangen dörfen. Wahrlich, das wäre zu viel gefordert. Wir müsten uns schämen, wenn wir unsere ganze Kultur ändern, und wider den Rath so grosser Männer eine ganz neue Kulturart auf blosses Geradewohl ohne Unterricht und Beweis, folglich ohne eigene Ueberlegung, ohne Rücksicht auf unser Clima, Lage und andere Umstände allgemein einführen wollten. Die grösten Oekonomen behaupten, daß die Gerste die schicklichste Frucht sey, den Klee darunter zu bauen; Sie aber versichern in dem bayerischen Landboten No. 31; daß die Gerste und der Klee nicht wohl beysammen stehen, ohne uns zu sagen, welche Frucht dazu tauglicher sey. Soll dieß nicht Mißtrauen erwecken? Es scheinet daraus, daß Sie auf den Fall, da uns der Anbau der Brache nicht glücken würde, immer einige Ausreden im Hinterhalte hätten, und sagen würden, daß wir ungeschickter Weise den Klee in die Gerste gebauet hätten, und die rechte Art Klee zu bauen nicht verstünden. Müsten wir uns alsdann nicht selbst den beschämenden Vorwurf machen, daß wir ihren Rath, ohne Unterricht und Anweisung, wie Blinde befolget hätten?

Der Herr von Benekendorf behauptet in den Berliner Beyträgen VII. B. S. 368. daß

daß die Brachweide für die Gesundheit der Schaafe und aller Vieharten die vorzüglichste, und wenn der Acker innere Güte hat, und wohl gedünget wird, für alle Vieharten die nahrhafteste sey. Herr von Klobb sagt in seiner Abhandlung: von den Hauptkrankheiten der Schaafe: „das junge Gras ist den Schaafen „sehr gesund; es fängt sogleich, so bald sie so „ein Gras fressen, die Wolle an sich zu erhe„ben; es bessert sich das Vieh merklich." Sie aber, mein Herr, sind der allgemeinen Meinung und Erfahrung entgegen, und behaupten in dem bayerischen Landboten Nro. 30. gerade das Gegentheil. Haben wir also nicht Ursache, hierüber aufmerksam und auf unserer Hut zu seyn?

Die gelehrtesten Männer haben mit den stattlichsten Gründen aus der Physik ausgerüstet, und durch wiederholte Erfahrungen belehret, bey der ausübenden Oekonomie manchmal grosse Fehler begangen. Welch grosses Aufheben machte nicht der Herr Oberamtmann Krämer mit der von seiner kleinen Tochter Elisabeth gefundenen und nach ihrem Namen getauften Pflanze Elisabethfund, die er für eine ganz neue Pflanze ansah, und sie so himmelhoch erhob, daß sie nach seiner Meinung alle übrigen Klee-

arten in der Nutzbarkeit gar weit übertreffe. Aber Herr Riem zeigte, daß diese Pflanze nichts anders als eine schon längst bekannte Art von Tragant sey, der süßholzblättrigter Tragant genannt wird, den das Vieh nur so lange frißt, als es kein gutes Gras oder Klee bekömmt.

Wer kann der churpfälzisch-physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Lautern tiefe ökonomische Einsichten absprechen? Sie wollte ihre Lehren und Unterrichte bey dem Gut Siegelbach ausüben, und der ganzen Welt zeigen, welch ein Unterschied zwischen gelehrten Oekonomen und den ungelehrten und unverständigen Bauern sey. Man stellte mehr Vieh auf; man gypsete die Aecker, baute mehr Klee, man trieb den Kartoffelbau höher, und verwendete viele tausend Gulden. Jedermann hoffte eine aufgehende Sonne zu erblicken, die Licht über Dummheit und Finsterniß verbreiten würde. Aber was geschah? Ich will den Vorhang nicht aufreissen. — Man muste die Selbstverwaltung aufgeben, in der Stille einen Pächter suchen. — Die ökonomischen Lehren wurden durch Beyspiele eingerissen, und da, wo vorhin die Gelehrten nicht wirthschaften konnten, wirthschaftet nun ein Bauer, — und es kam in den Bemerkungen dieser hohen Gesellschaft von dem

Gute

Gute Siegelbach kein Wort mehr vor. Mehrere dergleichen Fehler und Irrthümer der gelehrten Oekonomen werden in Herrn Westenrieders Beyträgen zur vaterländischen Historie I. B. S. 194. erzählet.

Ich weis wohl, was der Herr geheime Rath von Stengel und der Herr Regierungsrath Horn zu ihrem ewigen Ruhme gethan haben. Jener hat in der Gegend des Relais-Hauses, zwischen Mannheim und Schwezingen, dieser auf dem Schellenberg, einen unfruchtbaren Sandboden sehr fruchtbar gemacht. Die Fruchtbarkeit liegt vor jedermanns Augen; und man hat vielleicht nicht Ursache zu glauben, daß sie sich bloß Ehre machen, und dabey nicht auch ihren Nutzen und Gewinn gefunden haben. Aber sie waren reiche Männer, und die Reichen können kein Beyspiel für Bauern seyn. Weit lehrreicher ist das Beyspiel des Bauers Nikola Thomas von Berghausen, der mit seiner zahlreichen Familie in der Stille aus der Pfalz auswanderte, und sich zu Pfalzdorf auf der unfruchtbaren Geger Heide im Clevischen ansiedelte, und ein Dorf anlegte, das nach dem Namen seines Vaterlandes Pfalzdorf genannt wurde. Lehrreicher sind die Bauern zu Plankstadt bey Schwezingen gegen Heidelberg, die

nun

nun die prächtigsten Kleefluren haben, wo noch vor einigen Jahren der Kleebau ganz unbekannt war. Dieß geschah noch, ehe die churpfälzisch-ökonomische Gesellschaft ihre Lehren durch den Druck bekannt machte.

Wie nuzbar pries man nicht den Tobackbau! aber je mehr Tobackblätter man nach Holland schickte, desto mehr gab man den Fabrikanten Gelegenheit, sich zu bereichern, und die Pflanzer ins Verderben zu stürzen. Es ward am Niederrhein eine allgemeine Aufmunterung zum Tobackbau durch öffentlichen Druck bekannt gemacht; man wählte die besten Grundstücke, schleppte häufigen Dünger dahin, und plagte sich das ganze Jahr. Aber nach angestellter Berechnung der Kosten und Balancirung des Ertrages fand man, daß der Gerstenbau weit nüzlicher als der Tobackbau sey. Der Tobackbau ist mehr für arme Leute als für Bauern, und nützet mehr den Factoren der Holländer und anderer Handelsleute, als dem Producenten. Jene kaufen die Tobackblätter wenn sie wohlfeil sind, auf Speculation häufig zusammen: sind sie theuer, so weis sie der Bauer nicht an den Mann zu bringen; und es ist hiebey nicht wie bey dem Getreide, daß die Frucht desto theurer ist, je weniger sie geräth, und also

der Bauer immer, und auch bey Mißjahren, ein hübsches Stück Geld löset.

In dem Wirtembergischen Wochenblat wird behauptet, daß der Kartoffelbau dem Getreidbaue hinderlich sey; und in den Bemerkungen der churpfälzisch- ökonomischen Gesellschaft vom Jahre 1771. wird das Publikum vor dem übertriebenen Anbaue derselben, sehr eifrig gewarnet. Herr von Pfeiffer lehret in seinen Berichtigungen III. B. daß 100 Pfund Waizen 40 oder 50 Pfund mehligte Substanz, 100 Pfund Kartoffeln aber nur 10 oder 15 Pfund enthalten; daß 4 Pfund Kartoffeln nach dem Daaren kaum mehr ein Pfund wiegen, und nebenbey eine ungesunde Nahrung für Menschen seyen.

Wie eifrig hat man nicht in einigen Orten den Bau des Grappes betrieben? Aber es fehlte gar bald am Absatze, und man ward in kurzer Zeit wieder gezwungen, zum Getreidbau zurückzukehren.

Ich läugne nicht, daß man bey dergleichen Produkten auf eine kurze Zeit mehr als bey dem Getreidbaue gewinnen könne. Aber je grösser der Gewinn ist, desto häufiger ist die Production

und

und die Concurrenz. Dadurch fallen sie im Preise; die Fabrikanten machen häufige Vorräthe, und die Produzenten können selbst bey Mißjahren keinen höhern Preis für ihre Waaren erhalten. Die Ausgaben der Bauern sind dringend, und sie können ihre Waaren nicht wie Kaufleute, im Vorrath liegen lassen, das Uebelste ist, daß, wenn man zum Getreidbaue wieder zurückkehret, die Aecker insgemein ausgesauget sind, weil man vorhin bey dem Anbau anderer Produkte zu wenig Stroh, folglich auch zu wenig Dünger gewann. So gieng es in meiner Nachbarschaft vielen Bauern, die Hopfen bauten, der doch in Bayern nach dem Getreide, den besten und sichersten Verkauf gewähret. Dergleichen Produkte taugen nur für solche Gegenden, wo der Boden ausserordentlich gut ist, oder für die Einwohner der Städte und ihre Nachbarn, wo man hinlänglichen Dünger haben kann. Es ist und bleibt also wahr, daß der Getreidbau, besonders in Bayern, die stärkeste und dauerhafteste Stütze der Landwirthschaft und des Staats seye.

Nicht ihre Einwendungen mein Herr, wer Sie immer sind, nicht alle mögliche dergleichen schrecken mich im mindesten. Warum schrecken? Ich bin ein geringer unbedeutender

deutender Landmann, und meine Einwendungen oder Fragen haben, wie ich hoffe, das Gepräge der Sittigkeit, aber auch der freymüthigen Aufrichtigkeit.

Die Kultur ist eine an sich gute Sache. Eine sehr gute Sache! Es fraget sich aber, welche Kulturart für Bayern im allgemeinen die beste sey, und welche die schicklichsten Mittel sind, dieselbe empor zu bringen.

Es giebt aber ganz andere Schreckbilder! Ich kenne keine andere als die natürlichen und politischen Hindernisse der Kultur.

Ist es möglich, den wohlthätigen Einfluß der Kultur noch als problematisch behandeln zu müssen? Die Kultur selbst kann kein Problem seyn. Ich sehe nur dieß für problematisch an, ob ihre Kulturart die beste für Bayern sey, und ob sie so schnell und im Allgemeinen, eingeführet werden könne, ohne dadurch den Getreidbau zu vermindern, der fast die einzige Stütze des bayerischen Staats ist? Uebrigens sollten Sie Sich nicht wundern, daß man in Bayern ihre Kulturart für problematisch halte. Herr Graf von Herzberg

 und

und Herr von Benekendorf in oeconomia controversa sahen sie auch für problematisch an, und entschieden sie wider Sie.

Wo andere Länder mit herrlichen Beyspielen vorlängst zeugen! Lage, Clima, und Erdreich sind verschieden, und die Kulturart kann nicht überall gleich seyn, wie ich bereits oben gezeiget habe. Indessen giebt es doch kein Land, wo nicht immer noch sehr vieles zu verbessern wäre, wovon ich selbst England nicht ausnehme; denn es ist daselbst der Anbau der Brache bey weitem noch nicht so allgemein, als man gerne glauben möchte. In Sachsen gewann ihre Kulturart bey weitem nicht die Oberhand, ohne darum behaupten zu können, daß die Sachsen Feinde der Kultur seyen.

Der Herr Amtmann Petzsch behauptet in seinen Gedanken über die in Sachsen wüst liegenden Fluren Leipzig 1782., daß nur in der Gegend Oschatz und Mutzschen mehr als zehentausend Schäffel Aussaat unbebautes Land sey. Selbst in der Pfalz, die man den Garten von Deutschland zu nennen pflegt, ist die Kulturverbesserung noch nicht allgemein. Die

Gebrü-

Gebrücher bey Oggersheim, und Stundernheim, waren noch vor wenigen Jahren verwahrloset; zu Cambsheim besteht noch, so viel mir bekannt ist, die Viehweide, und es zeigen sich noch ungeheure grosse Brachfelder. Siehe Göckings Journal von und für Deutschland 1784. 4. St. S. 430. Das Oberamt Algei in der Pfalz hat guten Getreidboden; es wird aber daselbst meistentheils gebrachet. Man heißt dieses Oberamt die pfälzische Kornkammer: würde es diesen Namen noch ferner beybehalten, wenn die Brache allgemein aufgehoben würde? der sogenannte Hundruck, eine schwere kalte Thonerde, ward durch Kalkstreuen fruchtbar gemacht, und trägt nun gutes Getreid: man treibt aber auch da noch das Vieh auf die Weide, und bauet wenig in die Brache.

Aber eben so wahr ist, daß noch in 30 Jahren nicht ein einziges kulturmäßig besorgtes Dorf, ja nicht ein einziger Bauernhof erstanden ist. Verehrungswürdiger Herr, Sie kennen Bayern nicht ganz. Hätten Sie das Roththal und einige Gegenden am Inn gesehen: so würden Sie ganz anders urtheilen. Man bauet daselbst eine er-

staunliche Menge Klee, auch in die Brache. Ihre Kulturart ist bey uns nicht so neu als Sie glauben. Sie wurde schon lange zuvor in einigen Orten ausgeübet, ehe Sie dazu den Vorschlag machten. Nur ist sie nicht überall anwendbar, wenigstens nicht so schnell und allgemein anwendbar, besonders wenn nicht zuvor die politischen und natürlichen Hindernisse gehoben würden. Betrachten Sie den Getreidbau zu Altdorf, Essenbach, Biburg, Geiselhöring und in vielen andern Orten des Unterlandes, und Sie werden über die Menge des Getreides, das man daselbst ohne Kleebau in die Brache erzielet, erstaunen. Es ist sehr problematisch, ob es besser wäre, den Kleebau zu vermehren und den Getreidbau zu vermindern. Ihre Kulturart würde sich in diesen Gegenden, wo man wegen Vortreflichkeit des Bodens keines Futterbaues benöthiget ist, nicht so allgemein einführen lassen, wenn man nicht Gewalt brauchen wollte. Herr Staab behauptete freylich in seiner staatswirthschaftlichen Betrachtung Tübingen 1784. daß ein Landesfürst das Recht habe, seine Unterthanen zu zwingen, dieß, oder jenes zu bauen, Brache zu halten, oder anzubauen. Allein wahre Staatsmänner sind einer ganz entgegen-

gesetzten

gesetzten Meinung, und behaupten, daß das Brachhalten oder nicht Brachhalten dem Gutbefinden eines jeden Unterthans überlassen werden müsse, weil sich die Landwirthschaft eben so wenig als die Handlung fesseln läßt, und durch Zwang alle Industrie erstickt wird. Den Landmann zum Anbau der Brache zu zwingen, wäre um so unpolitischer, als derselbe unter den Gelehrten noch sehr problematisch ist, und in Bayern demselben ganz sonderbare Hindernisse entgegen stehen.

Ich meine, daß Sie ein wenig zu sehr wider unsere Kultur eingenommen sind. Gar kein kulturmäßiger Bauernhof in Bayern! Könnte ich die Ehre haben Sie bey mir zu bedienen: Sie würden mit der Kultur meines Bauernhofes, und mit meinem Anbaue der Brache zufrieden seyn, wenn Sie anders billig seyn wollten. In meiner Nachbarschaft ist ein herrschaftliches Gut, wo ihre Kulturart auf das Höchste getrieben, vielleicht gar übertrieben ist.

Daß die Vermehrung des Getreidstandes den eigentlichen Kultursgegenstand für Bayern nicht ausmache. Diesen Satz

kann Ihnen kein Bayer eingestehen. Nehmen Sie auf unsere Lage, Clima und Boden Rücksicht, und Sie werden denselben widerrufen.

Daß, wofern hiebey beharret wird, bey allen möglich zu eröfnenden Neubrüchen, doch immer Zeit von 20 Jahren mehr veröden werde und müsse, als was bisher verödet lag. Dieß folget noch lange nicht daraus. Die Kultur der öden Gründe kann durch den Anbau der Brache, wenigstens durch denselben allein nicht bewirket werden. Die Austauschung der vermischt liegenden Gründe, Aufhebung der Unzertrennlichkeit der Bauerngüter, Herstellung des alten bayerischen Zehendrechts, Begünstigung der Ehen und eine grössere Volksmenge auf dem Lande, Aufhebung des geistlichen und weltlichen Bettels, Unterdrückung tausenderley Plackereyen, eine zweckmäßige Vorbereitung zur allmähligen Aufhebung der Zäune, Einschränkung des gränzenlosen Leibrechts, womit die Industrie nie bestehen kann, und der Frohnen oder der Scharwerk, womit an vielen Orten gar keine Maß und Ordnung gehalten wird, und überhaupt die Begünstigung des Bauern-

standes,

standes, sind so nothwendige Hülfsmittel, daß ohne dieselben nie eine gute Kultur im Ganzen zu hoffen ist.

Wie vieles — recht vieles — hätte ich noch zu sagen! es dünkt mich aber, die bayerische Welt möge es nochmals nicht ertragen. Die bayerische Welt ist nicht so blödsinnig, daß sie die Sendung der wohlthätigen Wahrheit nicht sollte ertragen können.

Aber Problemen können wir nicht so blindlings für Wahrheiten annehmen, und eine neue Kulturart ohne Prüfung, und auf ein blosses Geradewohl so schnell und allgemein annehmen. Ihr Unterricht und Lehre sey klar und bestimmt, duldsam und väterlich, habe Nachsicht mit unseren Schwachheiten, und erwäge die Hindernisse, die uns allenthalben im Wege stehen, und vorläufig beseitiget werden müssen. Wir haben ein geneigtes Ohr für väterliche Vermahnungen, und ein gutwilliges Herz für menschenfreundlichen Unterricht. Heil Ihnen, wenn Sie die Klippen und Felsen wegräumen, die den glücklichern Pfad ungangbar machen.

Bis dahin also — gute Nacht — Kultur! Diese Nacht wird so lange dauern, bis die Hindernisse weggeräumet werden. Diese Wegräumung ist eine Riesenarbeit. Wer alles mit einmal, und im Allgemeinen machen will, machet sicher nichts, sondern schadet vielmehr der guten Sache. Um ein so grosses Ebentheuer zu bestehen, muß man Vorbereitungen machen; und schon der ist ein grosser Mann, der nur eine einzige Hinderniß der Kultur gehoben, oder geschwächet hat.

Sagen Sie auch den Kultursfeinden geradehin, daß man Ochsenfleisch nach 6 Kreuzer nicht speisen könne, ausser bey im Grossen und Allgemeinen eintretenden Kultur. Ohne ein Kulturfeind zu seyn, sage ich Ihnen dagegen, daß ich in Ländern, wo man mit der Kultur hoch aufhebt, das Ochsenfleisch theurer, als in Bayern bezahle, und daß nebenbey daselbst das Gewicht viel geringer als in Bayern ist. Wenn wir keinen einzigen kulturmäßigen Bauernhof haben, und bey uns alles so gar schlecht ist; wie kömmt es, daß uns die Ausländer Millionen für Getreid bezahlen, und bey uns Rindvieh, Schaafe, Schweine, Schmalz, Hanf, Flachs und Leinwand

wand so häufig kaufen, und daß nebenbey bey uns fast alle Victualien wohlfeiler als in andern Ländern sind, deren Kultur so weit über die unsrige erhoben wird? Wie kömmt es, daß der Bayer so gerne in seiner Heimat bleibt, während anderwärts so häufige Auswanderungen geschehen?

Die Kultur heißt in Bayern das Stroh welches zum Futter geschnitten, in den Barn fällt, als Streustroh unter den Barn fallen machen. Diesen demüthigenden Ausdruck, wollen wir nebst andern in Geduld ertragen. Er ist zum Theil wahr, zum Theil aber auch, und in Rücksicht vieler Gegenden falsch, folglich nicht für Bayern überhaupt anwendbar. Ich sage Ihnen nur, daß die Fütterung in einem Getreidlande anders beschaffen seyn müsse, als in einem andern, das mehr zum Heuwachs und zum Gartenbau geeignet ist. Auch in Schlesien, Oesterreich, Böhmen, Pommern, wird häufiger Hechsel gefüttert, und ich selbst füttere damit meine Mastochsen, und verkaufe das Stück zu 150. und 200 fl. Mastochsen, mit denen ich mich selbst im Auslande nicht zu schämen hätte. Nur in Getreidländern kann man dem Vieh Bruch

(Misch) unter dem Hechsel geben, den es gewiß nicht verschmähet, sondern dabey noch eher fett wird, als beym Heufutter. Wäre ich im Walde, oder in einer andern grasreichen Gegend, so würde ich vielleicht lauter Heu füttern. Ein kluger Landwirth muß aus der Erfahrung und einer richtigen Berechnung lehren, mit welchem Futter der beste Nutzen zu schaffen ist. Wo guter Getreidbau ist, hat man immer etwas, das man dem Hechsel untermischen kann. Leider giebt es bey uns viele Bauern, die fast den halben Winter nur blossen Hechsel füttern können; sie bauen aber auch insgemein schlechtes Getreide. Ja, wenn es nicht mehr brauchte, als die Brache mit Klee anzubauen, so wäre ihrer Noth bald gesteuret. Der Kleebau ist ein Hülfsmittel, aber nicht das einzige, und auch nicht überall anwendbar. Und wo es auch anwendbar ist, gehören Vorbereitungen dazu. Es ist bald gesagt: Bauet die Brache an. Aber Armuth, Leibrecht, die vermischt liegenden Gründe, Unzertrennlichkeit der Güter, Unbestimmtheit der Abgaben und verschiedene Plackereyen, sind Hindernisse, die einen so schnellen Fortgang der Kultur nothwendig hemmen müssen.

Verhüten Sie, daß bey nochmals bestehender Kulturs-Kindheit man ja nicht zu schreiben anfange, ehe und bevor man lesen gelernet habe, und daß verkehrter Ordnung nach, nicht B vor A gesaget werde.

Wenn Sie dieß zuvor beherziget hätten, so würden Sie nicht sogleich die Zäune eingerissen und die Brachen angebauet, folglich B vor A gesaget haben. Wer die Hindernisse der Kultur in Schriften anzeiget, und Vorschläge zur Aufhebung derselben machet, ist meines Erachtens kein nichtswerther Mann; wer dieselben hebt oder nur heben hülft, zum Theil oder ganz, ist ein herrliches Geschenk der Natur, ein Wohlthäter der Menschheit. Ein solcher Mann war der seelige Gerichtschreiber zu Dachau, Herr Knorr, der die Unzertrennlichkeit der Bauernhöfe überwand. Er sah es ein, daß man, um eine bessere Kultur zu bewirken, vorher die dermalige gewöhnliche Kultur gründlich verstehen müsse. Er besuchte die Bauern in ihren Häusern, unterredete sich mit ihnen, machte ihnen Vorschläge, hörte ihre Einwendungen und die Hindernisse, und setzte sich dadurch in den Stand, den Grund zu einer bessern Kultur zu legen. Er lärmte nicht über den Eigensinn und

Hals-

Halsstarrigkeit seiner Bauern, sondern beherzigte ihre Unvermögenheit, und that indessen, so viel sich thun ließ. Die Hindernisse kamen meistentheils von daher, wo sein Plan sollte unterstützet werden. Er war aber auch klug genug, einsichtsvolle und mächtige Freunde und Gönner zu suchen; er fand sie, und erhielt eine mächtige Unterstützung der guten Sache, die sonst leider so schwer hält, weil dabey nichts zu gewinnen ist. Er besaß die Liebe und das Vertrauen seiner untergebenen Bauern; und dieß erleichterte die Ausführung seines Planes außerordentlich. Aber der Tod entrieß ihn für tausende zu frühe. Ich bitte die ganze Welt um Vergebung, wenn ich sage, daß ich seines gleichen nicht kenne, der so tief gedachte Wissenschaften mit einem so eisernen Fleiß und unüberwindlichen Standhaftigkeit, und zugleich mit so vieler Klugheit und Bescheidenheit verbände. Er wußte die Mächtigen, die ihm entgegen arbeiteten, so schicklich in die Ausführung seines Planes zu verweben, daß sie ihm nicht mehr hinderlich seyn konnten. Er benüzte die Schwachheiten Anderer, und sezte manchen schlafenden Geist in thätige Bewegung, und so gelang ihm alles, was er begann! Gäbe es noch einen Knorr: und die Bauernhöfe würden noch zertrennet, vermischte

mischte Gründe ausgetauschet, und der Weg zu einer bessern Kultur vorbereitet werden. Wann, wann wird wieder ein solcher Phönix auferstehen! Die Erde ruhe sanft über ihm!

Thun wir es auch ohne mindesten Erfolge: so geschah es doch aus gemeinnützlichen Absichten. Für die Redlichkeit ihrer Absichten stehe ich mit Leib und Seele gut. Sie sind ein biederer, thätiger, rüstiger Mann; nur hat Sie der Eifer für die gute Sache etwas zu weit hingerissen. Hätten Sie nur eine oder die andere Hindernisse zu heben, oder nur den zehenten Theil ihres Planes auszuführen sich bemühet, anstatt daß Sie alles mit einmal einreissen wollten; so wären Sie der größte Wohlthäter für Bayern; und Sie verdienten ein ewiges Denkmal.

Ich mißkenne nicht ihre tiefe Einsichten in die neue Kultur, und will auch glauben, daß Sie ein praktischer Landwirth sind. Aber Sie kennen unsere dermalige Kultur, unsern Boden und Clima, die natürlichen und politischen Hindernisse, und die verschiedene Beschaffenheit des Landes und der Landleute zu wenig; und so könnten Sie auch bey dem besten Willen und Herzen

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Herzen unermeßlichen Schaden verursachen. Wenn ich die Ehre haben könnte, Sie nur einige Tage bey mir zu bedienen, so hoffte ich ihre zu hochgespannten Vorschläge zu mäßigen; und Sie würden bekennen, daß meine Kultur nicht in der Kindheit sey. Ich sah ausser Bayern und weit in Deutschland umher, und kann also wissen, ob und wie weit ich gegen andere zurück bin. Ich wollte Sie mit der Wirthschaft meiner benachbarten Bauern bekannt machen, und Sie würden gestehen, daß die Kultur und die Industrie einen sehr geringen und langsamen Fortgang haben müsse, bis die Hindernisse gehoben werden.

Aber welche sind denn diese Hindernisse, und wie können sie beseitiget werden? Möchten sich gelehrte und erfahrne Männer beeifern, diese Frage zu beantworten: möchte man es bey der Beantwortung nicht bloß bewenden lassen, sondern mit vereinter Kraft die Hand an das Werk legen, und diese Ebentheuere, die das Verderben des Staats sind, mit Macht und Beharrlichkeit bestehen! In den bayerischen Beyträgen zur schönen und nützlichen Litteratur, und in Herrn Westenrieders Beyträgen zur vaterländischen Historie ꝛc. ist

zur

zur Auflösung dieser Frage einigermassen der Weg gebahnet, und es werden daselbst Vorschläge gemacht, die vielleicht des Nachdenkens klügerer Männer nicht unwerth sind.

Bayerische Staatsbibliothek München

11/96
R. Buchner
Buchbinderei
84098 Hohenthann

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rottmanner, Simon,

Abhandlung über die Brache, oder der lateinische Wirth in Bayern A. Th. zu K. und Ofellus Rusticus abnormis sapiens crassaque Minerva als Vertheidiger der Brache wider den Reichsfreyherrn von W*** den Rheinischen Posthalter zu P*** und den Verfasser der nähern Beantwortung der

Nürnberg 1794

Bavar. 7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10369923-5
VD18 10709312